

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 55 (1988)

Artikel: Der junge Alfred Escher : sein Herkunft und seine Welt
Autor: Schmid, Walter P.
Kapitel: B: Das Herkunft
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-378965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

B Das Herkommen

1. Zur Überlieferungsgeschichte

Im Jahre 1819 wurden zwei der bedeutendsten Zürcher des 19. Jahrhunderts geboren, Alfred Escher (1819–1882) und Gottfried Keller (1819–1890). Ihre Lebensanfänge lagen, zeitlich und örtlich, erstaunlich nahe beisammen: Escher, am 20. Februar geboren, war genau fünf Monate älter als der am 19. Juli geborene Keller, und die beiden Geburtshäuser, der «Neuberg», etwas erhöht am damals vornehmen Hirschengraben, und der «Goldene Winkel», unten am Eingang in die Altstadt, lagen kaum mehr als fünf Gehminuten auseinander. Das Herkommen aber rückte Keller und Escher weit auseinander. Keller hat im «Grünen Heinrich» das Lob seines Herkommens gesungen, eines Herkommens «aus der unergründlichen Tiefe der Zeiten», wo die Erinnerung nur selten und ungenau bis zu den Grosseltern hinauf reichte; es ist das Herkommen aus der Geschichtslosigkeit des ländlichen Bauern- und Handwerkertums. Solch «ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation»¹ war aber einer nicht, der dem Geschlecht der Escher angehörte. Wie den Adel zeichnete es die regierenden bürgerlichen Geschlechter aus, dass sie Stammbaum, Schicksal und Geschichte hatten. So ist es verständlich, dass die Darstellungen von Alfred Eschers Leben mit dem Hinweis auf sein Geschlecht und auf seine Vorfahren einsetzen. Erstaunlich mutet dann aber an, wie bescheiden und im tiefsten dürftig diese Hinweise sind. Die ersten Erinnerungsschriften² und Oechsli's lexikalischer Artikel³ verweisen mehr nur auf das Geschlecht, das «zu den ältesten und angesehensten»⁴ gehörte. Die gedankliche Verbindung zwischen dem Wirken des Geschlechts und dem Staatsmann Escher stellt dann Richard Feller mit dem ersten Satz seiner Kurzbiographie von 1916⁵ her: «Alfred Escher entstammte einem vornehmen Geschlecht, das Jahrhunderte hindurch der Stadt Zürich tüchtige und gebietende Männer gegeben hatte». Ähnlich eröffnet Gagliardi drei Jahre später seine Monographie mit dem Satz: «Johann Heinrich Alfred Escher wurde am 20. Februar 1819 in Zürich geboren als Spross einer jener Familien, in denen die Hingabe an den Staat seit Jahrhunderten sich fortgeerbt hatte.»⁶ Dann geht er auf die allgemeine politische und wirtschaftliche Bedeutung des Geschlechts ein, wobei er sich auf C. Keller-Eschers «Geschichte der Familie Escher vom Glas» aus dem Jahre 1885⁷ stützt.

Nun war aus dieser Familiengeschichte bekannt, dass der Grossvater Johann Kaspar Escher 1788 Konkurs gemacht hatte, was zum Verlust seines gesamten Vermögens führte und ihn dazu brachte, Zürich zu verlassen und in russische Kriegsdienste zu gehen. In der mündlichen Überlieferung war das auch vorher

nicht unbekannt gewesen, aber man tat sich vor und nach Keller-Escher schwer damit. Johannes Scherr hatte in seinem Nachruf vom März 1883 schonend formuliert: «Seine Familie gehörte zu den altangesehenen der Stadt Zürich. Zu einer reichen war sie erst wieder durch Alfreds Vater gemacht worden.»⁸ Wiesendanger, in seiner Gedächtnisrede vom 23. Dezember 1883, verlegt, mit ungenauer Kenntnis, die Vorgänge von 1788 in die Zeit der Französischen Revolution «mit ihrem Papierschwandel in Assignaten und Mandaten», sprach aber immerhin noch einigermaßen klar von «Spekulationen» und vom «ökonomischen Ruin seines Grossvaters», wodurch über die Familie «unendliches Herzeleid und grosse Bedrängniss» gebracht worden sei.⁹ In der Familiengeschichte stellt Keller-Escher die Vorgänge kurz und mit verständlicher Zurückhaltung fest,¹⁰ wobei auch er das Wort «Konkurs» vermeidet und von einer «Katastrophe» spricht. Dann wendet er sich dem Eintritt Kaspar Eschers in die russische Armee und seiner Offizierslaufbahn zu und stellt dar, wie er drei seiner Söhne in den russischen Dienst nachzog und dass zwei von ihnen in der Schlacht bei Friedland 1807 fielen. Nach Keller-Escher wird dann die Katastrophe des Grossvaters mit den schweren Auswirkungen für seine Familie wieder zur bloss flüchtig erwähnten Episode: Oechsli fasst Keller-Eschers Darstellung in einem einzigen Satz zusammen, wobei Hans Kaspar Escher einfach «sein Vermögen eingebüsst» hatte.¹¹ Hasler lässt Alfred Eschers Grossvater, den «Kaufmann und Rittmeister», ohne Begründung im Jahre 1789 nach Russland auswandern;¹² Feller spricht nicht von ihm. Gagliardi fasst Keller-Eschers Darstellung kurz zusammen, wobei der Konkurs wiederum, in nicht nur stilistischer Verschiebung, zum blossen Verlust des Vermögens wird.¹³ Aus keiner dieser Darstellungen geht hervor, dass es sich beim Zusammenbruch des Kaufmanns Hans Kaspar Escher bei einer Schuldensumme von 800 000 Gulden und über zweihundert Geschädigten um den grössten Konkurs handelte, den die Stadt Zürich bis zu diesem Zeitpunkt erlebt hatte.¹⁴ Erst Werner Gabriel Zimmermann rückt in seiner Kurzbiographie von 1982 den ökonomischen Ruin von Alfred Eschers Grossvater in die richtigen Zusammenhänge, wenn er feststellt: «Allerdings war in seiner [Alfreds] Linie die Präsenz in Staat und Politik seit dem nach Deutschland ausgewanderten Urgrossvater und die wirtschaftliche Prosperität durch den Konkurs seines Grossvaters unterbrochen.»¹⁵

Nächste Station der Familiengeschichte ist dann Alfreds Vater Heinrich, der in jungen Jahren nach Amerika zog, dort sein Glück machte und als reicher Mann nach Zürich zurückkehrte. Was man darüber weiss, stammt aus der Lebensskizze, die Oswald Heer 1857,¹⁶ vier Jahre nach dem Tode von Heinrich Escher-Zollikofer, verfasst hatte und die ihren Sinn, pietätvolle und freundschaftliche Erinnerungsschrift für die Hinterlassenen zu sein, nicht verleugnet. Dass alle folgenden Darstellungen sich, ausführlicher oder gedrängter, auf Oswald Heer

stützten mussten, war beim gegebenen prekären Quellenstand nicht zu vermeiden. Gewisse Schwierigkeiten bot nur die kausale Verknüpfung zwischen Hans Kaspars Konkurs und Heinrichs Auswanderung nach Amerika. Oswald Heer selbst vermied streng jeden solchen Hinweis, er schildert nur Heinrichs Auszug und seine weiteren Schicksale. Dieser Diskretion folgen letztlich alle weiteren Darstellungen, indem sie, ohne weitere Begründung, es bei der Feststellung bewenden lassen, Hans Kaspars Sohn Heinrich sei in jungen Jahren nach Amerika gegangen. Einzig Wiesendanger deutet den Zusammenhang an, findet aber den Weg, das Schicksal eines vierzehnjährigen Knaben, der ein Jahr nach der Flucht seines Vaters in die Welt hinaus geschickt wurde, in die Ruhmesgeschichte des Geschlechts hinaufzuheben, indem er sagt: «Während bei absterbenden Zweigen alter Geschlechter ein Schlag, wie er Eschers Familie damals traf, energielose Resignation und damit den unvermeidlichen Untergang zur Folge hat, weckte er in diesem Falle neue Tatkraft, ein Beweis, wie lebenskräftig der alte Stamm noch war. Alfreds Vater, damals ein 18jähriger Jüngling, verliess die Heimat . . .»¹⁷ Das klingt heroisch, ist aber eine rein gedankliche und in der Einzelheit falsche Konstruktion; in Wirklichkeit hat der Vierzehnjährige, und später noch der erwachsene Mann, unsäglich unter seinem Schicksal gelitten. In noch konventionellere Amerikaromantik hatte bereits Johannes Scherr das Schicksal Heinrich Eschers gerückt, «welcher, ausgestattet mit grosser Intelligenz, tüchtiger Bildung und ächt schweizerischer Energie, als junger Mensch mit wenigen Goldstücken in der Tasche nach Amerika gegangen war, das Glück zu suchen».¹⁸

All das will sich zu keinem rechten Lob des Herkommens fügen, zu bescheiden sind die Fakten, zu spürbar ist die vielleicht unbewusste Verlegenheit, zu unbezogen werden die immer gleichen Allgemeinheiten stilistisch abgewandelt. Wie man den Weg vom Herkommen zum Helden gern gesehen hätte, geht aus den Formulierungen hervor, mit denen man den jungen Alfred Escher aus dem Geschlecht und den unmittelbaren Vorfahren heraus zu deuten suchte: «Alfred Escher war also, was man ein Glückskind zu nennen pflegt [. . .]. Den Kampf ums Dasein hatte der Vater siegreich für ihn durchgefochten.»¹⁹ «Das Beste jeder Art fiel dem Knaben von selber zu. Er wuchs in einem Kreise heran, der berufen war, das Bedeutende hervorzubringen und zu entwickeln.»²⁰ — «Er war der Erbe ungewöhnlich günstiger innerer und äusserer Verhältnisse.»²¹ Und, als Summe des Lebens: «Der letzte männliche Vertreter seines Zweigs zeigte er die Eigenschaften der Vorfahren noch einmal in einer alles Frühere übertreffenden Steigerung.»²²

Nun muss man allerdings anerkennen, dass der etwas gequälte Rückblick auf Eschers Geschlecht und Vorfahren nicht nur darin wurzelte, dass man einer Per-

sönlichkeit des schweizerischen 19. Jahrhunderts, die durch Individualität und Leistung herausragte, einen bedeutenden Unterbau mitgeben wollte. Ebenso wichtig war zweifellos der mangelhafte Quellenstand und die fast unerklärliche Tatsache, dass die zürcherische Geschichtsforschung sich mit Eschers Vorfahren überhaupt nie beschäftigt hat. Wesentliches in dieser Hinsicht hat erst Hans Conrad Peyer mit seiner Arbeit über «Handel und Bank im alten Zürich», 1968, geleistet. Dabei ging es ihm nicht um Alfred Escher und seine Vorfahren, aber seine Untersuchungen führten ihn auch zum Geschlecht der Escher, zum Grosskaufmann Hans Kaspar Escher und zu seinem Sohn Heinrich Escher, der mit Hans Conrad Hottinger zusammen zu den Bahnbrechern der zürcherischen Handelsbeziehungen mit Nordamerika gehörte. Was hier an sachlichen Einzelbeobachtungen wie an wirtschaftlichen Zusammenhängen aus den Quellen heraus erarbeitet ist, hilft uns, Eschers Vater und Grossvater in ihrem Schicksal genauer und in ihrer wirtschaftsgeschichtlichen Einordnung organischer zu verstehen. Daneben zeigt die eingehendere Beschäftigung mit Eschers Vorfahren aber auch, dass der Quellenstand nicht ganz so hoffnungslos ist, wie man vielleicht lange Zeit annehmen mochte.

Was hat es denn mit Alfred Eschers Herkommen in der Wirklichkeit, wie sie uns heute zugänglich ist, für eine Bewandnis?

2. Das Geschlecht und die Vorfahren

a) Das Geschlecht der Escher vom Glas

Die Escher vom Glas, 1385 in Zürich eingebürgert, wuchsen im Lauf der Jahrhunderte zu einem der bedeutendsten Geschlechter des alten Zürich heran. Mit ihren fünf Bürgermeistern, 88 Ratsmitgliedern, 63 Ober- und Landvögten und zwei Stadtschreibern standen sie an Zahl der Amtsträger unmittelbar neben dem Geschlecht der Hirzel. Den Höhepunkt ihrer politischen Bedeutung erreichten sie wohl im 17. und 18. Jahrhundert, als von 1678 bis 1734 und von 1740 bis 1762 immer einer ihrer Angehörigen auf einem der beiden Bürgermeisterstühle sass.

Nun konnte die politische Bedeutung auch des Escherschen Geschlechts nur vordergründiger Ausdruck einer sozialen, das heisst wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung sein. Tatsächlich waren die Escher vom Glas aufs engste mit dem Aufblühen der zürcherischen Wirtschaft in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert verbunden; sie betätigten sich führend in der Textilindustrie, in der Fabrikation von Wolle, Seide und Baumwolle und im Handel mit diesen Produkten. Das gilt gerade auch für die sogenannte Heinrichsche Linie, die von

Bürgermeister Heinrich Escher (1626—1710) im einen Zweig hinunterführte zu Alfred Escher, in einem andern zum Beispiel zu den Eschern im Wollenhof, denen Jakob Escher²³ angehörte.

Bereits Bürgermeister Heinrich Escher trat als Kaufmann hervor. In der Doppelstellung als Bürgermeister und Kaufmann unterhandelte er zusammen mit dem St. Galler Jakob Hochreutiner am Hofe Ludwigs XIV. über die schweizerischen Handelsprivilegien in Frankreich. Seine Söhne schlossen sich in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts zur Firma «Hans Conrad Escher und Gebrüder» zusammen. Anteilhaber — und damit gelangen wir zum Zweig Alfred Eschers — war auch Bürgermeister Heinrich Eschers vierter Sohn Hans Rudolf Escher (1662—1721). In der Ämterlaufbahn stieg er bis zum Landvogt zu Kyburg auf, einer der angesehensten Stellungen, die schon sein Vater bekleidet hatte. Sein jüngster Sohn Johannes Escher (1704—1765), in gesicherter wirtschaftlicher Stellung, ging im Staatsdienst den Weg seines Vaters, wurde 1753 ebenfalls Landvogt zu Kyburg und 1760 Konstaffler und Obervogt zu Wollishofen. Er bewohnte das ererbte Haus zum Grundstein.

Seine beiden Söhne waren Hans Jakob und Hans Caspar Escher. Der ältere, Hans Jakob, wandte sich den fremden Diensten zu und brachte es im holländischen Regiment Escher bis zum Obristlieutenant. Bedeutungsvoller wäre für uns allerdings der jüngere Sohn Hans Caspar Escher (1731—1781), der Urgrossvater Alfred Eschers. Über ihn erfährt man in der Literatur so gut wie nichts. In C. Keller-Eschers «Geschichte der Familie Escher vom Glas», 1885, wird er schlicht übersprungen. In den genealogischen Stammtafeln der Familie Escher vom Glas, ebenfalls von C. Keller-Escher,²⁴ die auf der Zentralbibliothek Zürich liegen, sind die wenigen äussern Lebensdaten nachzulesen, die zu einem Stammbaum gehören. Von dort offenbar übernahm A. Bodmer²⁵ für seine Ahnentafeln zu Alfred Escher die karge Notiz: «Landschreiber zu Ebmatingen, zog nach 1765 nach Berlin, starb zu Erlangen». Will man mehr wissen, muss man den direkten Weg in die Quellen suchen, und dann stösst man allerdings auf eine höchst unglückselige Familiengeschichte. Sie muss hier in Kürze zusammengefasst werden,²⁶ weil mit ihr innerhalb der Linie Alfred Eschers die harmonische Abfolge bürgerlich-aristokratischer Normalität abbricht und eine eigenartig abseitige, sprunghafte Entwicklung einsetzt.

b) Hans Caspar Escher, der Urgrossvater, 1731—1781

Anfang Januar 1765 erhob sich das Gerücht, Hans Caspar Escher, der Landschreiber zu Ebmatingen, habe mit Barbara Wanger von Egg Ehebruch begangen. Tatsächlich brachte Barbara Wanger ein uneheliches Kind zur Welt; der Ver-

dacht der Vaterschaft fiel, dem Gerücht entsprechend, auf den Landschreiber, und dieser floh nach Schaffhausen. Am 7. März ersuchte seine Frau, Anna Sabina Werdmüller, Tochter des Gerichtsherrn zu Elgg, das Ehegericht um Scheidung der Ehe und Überlassung des damals zehnjährigen Sohnes; das Ehegericht gab dem Antrag statt und regelte zugleich die finanzielle Abfindung.²⁷

Der Landschreiber wurde verschiedentlich zur Stellungnahme aufgefordert. Am 5. März, zwei Tage vor der Ehescheidung, anerkannte er schriftlich den Ehebruch, aber erst am 21. November, nachdem am 10. Oktober sein Vater und am 2. November seine Frau verstorben waren, erschien er persönlich vor dem Ehegericht, gestand mit Reue den Ehebruch mit der unterdessen ebenfalls geflohenen Barbara Wanger und bat um Gnade und Verzeihung. Er wurde, nach gebührender Ermahnung, im Wellenberg verwahrt, die weitere Abstrafung wurde an die Obrigkeit verwiesen.²⁸ Der Rat bestätigte am 23. November den schon am 9. März ergangenen Beschluss, dass Hans Caspar Escher dem Gesetz gemäss gebüsst und bestraft werden solle.²⁹

Davon abgesehen hatte die Ehebruchsgeschichte noch eine andere Auswirkung, die Hans Caspar Eschers ganze Zukunft zerstören sollte. Schon am 11. März, vier Tage nach der Scheidung und zwei Tage nach dem ersten Ratsbeschluss, enterbte Johannes Escher den flüchtigen, geschiedenen und verurteilten Sohn, um jedem Missverständnis und Streit in der Familie vorzubeugen. Neuer Erbe wurde des Landschreibers unmündiger Sohn, ebenfalls Hans Kaspar, Alfred Eschers Grossvater.³⁰ Zur Verwaltung des Erbes wurde ein Kurator eingesetzt, dem Landschreiber blieben für den Lebensunterhalt die Zinsen vom Kapital, die später in einem Brief an den preussischen König auf etwa 334 Reichstaler beziffert wurden.

Damit begann für Hans Caspar Escher, der offenbar auch in ökonomischen Dingen leichtsinnig und ungeschickt war, die Misere und die sich über Jahre hinziehende Auseinandersetzung mit seiner Familie, für die sein Bruder Hans Jakob und sein Schwager Hans Georg Gossweiler handelnd auftraten. Er versuchte, das väterliche Testament anzufechten, verzichtete aber am 2. Februar 1767 schriftlich auf weitere Einsprachen. 1771 gelangten beide Parteien wegen der Schuldenwirtschaft des Enterbten an die Obrigkeit. Dabei wird deutlich, dass Hans Caspar der familiären Ächtung anheimgefallen war. In der Eingabe seines Bruders und seines Schwagers heisst er ein «unwürdiges Glied unserer Familie», «ein unwürdiger Bruder und Schwager». Er machte sein Unglück nicht gut, er versuchte vielmehr, seinen Sohn auf listige und betrügerische Weise zu entführen, und «seine Ehr ist ganz dahin».³¹

Zu allem Überfluss ging der alt Landschreiber noch eine zweite Ehe ein, welche die Familienehre erneut verletzen musste. Er heiratete, ebenfalls 1771, Anna Bar-

bare Reimers aus dem Elsass, die zuvor schon anderswo in Zürich und zuletzt bei ihm selbst als Magd gedient hatte. Umsonst hatten Bruder und Schwager in ihrer Eingabe an die gnädigen Herren gebeten, diese Ehe zu verhindern, um ihn vor seinem gänzlichen Ruin zu retten.³²

Wahrscheinlich 1772 verliess Hans Caspar Escher mit seiner Frau Zürich und zog nach Berlin. Von hier aus führten die beiden ihren Kampf um Auszahlung der ihnen zustehenden Zinsen und um Zubilligung vermehrter Subsistenzmittel fort, im amtlich unterwürfigen Ton der Zeit, aber auch mit der Drohung, die Bedrückung, der sie ausgesetzt seien, durch öffentlichen Druck bekanntzumachen. Was Hans Caspar Escher in Berlin tat und wovon er lebte, ist nicht bekannt. Offenbar hatte die Familie Escher ihre Zinszahlungen eingestellt und damit den verlorenen Sohn zu erneuter Schuldenwirtschaft gezwungen. Auf alle Fälle liegen unter dem gleichen Datum des 21. Januar 1775 zwei Schreiben aus Berlin vor.³³ Im einen erinnert Hans Caspar Escher daran, dass er schon verschiedentlich um Übersendung seiner Zinsgelder gebeten, bis jetzt aber nichts erhalten habe. Im andern meldet ein Christian Friedrich Hellwig der zürcherischen Obrigkeit, Landschreiber Escher und seine Frau seien bei ihm wohnhaft, hätten bisher aber weder für Logis noch für Kost etwas bezahlt. Da er wisse, dass Escher Geld zugut habe, bitte er um Bezahlung, andernfalls müsste er sich an den König wenden.

Tatsächlich hatte sich dieser schon 1774 mit der Angelegenheit Escher befassen müssen. In zwei offiziellen Schreiben intervenierte er für «diesen unsern nunmehrigen Untertanen», versicherte anderseits aber auch, dass er den Escherischen Eheleuten die Androhung eines öffentlichen Angriffs verwiesen und eine Bekanntmachung ihrer angeblich erduldeten Bedrückung mittels öffentlichen Drucks bei empfindlicher Strafe untersagt habe.³⁴

Vermutlich trug man in Zürich mit den nicht mehr ausbezahlten Zinsgeldern die Schulden von Hans Caspar Escher ab. Auf alle Fälle wurde am 27. August 1774 vor dem Rat festgestellt, dass die Ansprüche aller Gläubiger von alt Landschreiber Caspar Escher aus den vorhandenen Aktiven bezahlt werden konnten. Darauf gestützt, beschloss der Rat, «in dieser Qualität» könne sich der alt Landschreiber zwar in Stadt oder Landschaft niederlassen, er solle aber «aller Bürgerlichen Freyheiten und Gerechtsammen verlustig seyn»; ³⁵ wir würden sagen, er sei in den bürgerlichen Ehren und Rechten eingestellt worden. Als Vorbehalt folgt dann noch die Feststellung, dass er bei einer allfälligen Rückkehr wegen eines höchst-sträflichen respektlosen Schreibens vom 7. Februar a.c. zu gebührender Verantwortung gezogen würde.

Hans Caspar Escher hat unseres Wissens von dieser entehrenden Erlaubnis keinen Gebrauch gemacht. Unterm Datum des 27. Dezember 1781 meldete das «Donnstags-Blatt» seinen in Erlangen³⁶ erfolgten Tod.

c) **Hans Kaspar Escher, der Grossvater, 1755—1831,**

Alfred Eschers Grossvater Hans Kaspar Escher hatte seine Mutter ein gutes halbes Jahr nach ihrer Scheidung durch den Tod verloren. Die Erziehungsberechtigung scheint nicht an den Vater, den alt Landschreiber, zurückgefallen, sondern an dessen Bruder Hans Jakob übergegangen zu sein; der Schwager, Hans Georg Gossweiler, dürfte aber bei den häufigen Abwesenheiten Hans Jakobs eher in Erscheinung getreten sein. Auf eine Regelung dieser Art weist wohl die Stelle in der Eingabe vom 22. April 1771 hin, wo Hans Jakob Escher und Hans Georg Gossweiler über den Sohn des alt Landschreibers sagen: «für dessen auferziehung, wir die möglichste Sorgfalt tragen».³⁷ Wir müssen den Zehn- bis Zwanzigjährigen dann wohl in der Familie seines Onkels Hans Jakob aufwachsen sehen, betreut von seiner Tante Anna Mararetha Hirzel und im Kreise einer wachsenden Zahl junger Vettern und Basen.

Mit zwanzig Jahren heiratete Hans Kaspar Escher Anna Keller vom Steinbock; deren Schwester Anna Elisabeth wird die Mutter des 1799 geborenen Professors Friedrich Ludwig Keller sein.³⁸ Im öffentlichen Leben brachte er es zum Stadtrichter («Stetrichter»)³⁹ und 1787 zum Rittmeister der Zürcher Milizen; beruflich wandte auch er sich der Tätigkeit eines Textilkaufmanns zu. Dabei kam er mit einer ganz neuen Entwicklung in Berührung.

Während sich die zürcherische Industrie bisher im wesentlichen mit der Fabrikation und dem Vertrieb von Wolle, Seide und Baumwolle beschäftigt hatte, konnte man sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Entwicklung des reinen Geldgeschäftes nicht mehr verschliessen. Das Aufkommen des Wertpapier- und Kreditwesens, das Wechselgeschäft, die Möglichkeiten auswärtiger Kapitalanlagen, vor allem im vorrevolutionären Frankreich: das alles förderte die Lust an spekulativen Geschäften, die hohe Gewinne bringen, aber auch zu raschen Zusammenbrüchen führen konnten. Es bildete sich der neue Typ des Marchand-Banquiers, der einerseits sein angestammtes Produktions- und Handelshaus führte, anderseits in die Kredit- und Spekulationsgeschäfte einstieg. H. C. Peyer nennt für die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts sieben solcher Mischunternehmen in Zürich; zu ihnen gehörten auch drei Vertreter der Glas-Escher: Salomon im Wollenhof, Hans Conrad Escher zum Pfauen und dann eben Hans Kaspar Escher im Stadelhofen, Alfred Eschers Grossvater.⁴⁰ Wie Hans Kaspar Escher den Einstieg in dieses Geschäft fand, lässt sich offenbar nicht mehr ausmachen. Als einigermaßen fassbares Anfangskapital können wir nur die Erbschaft unbekannter Grösse einsetzen, die sein Grossvater Johannes ihm durch die Enterbung seines Sohnes, des Landschreibers, hatte zukommen lassen. C. Keller-Escher weiss zu berichten, dass Hans Kaspar «in Gemeinschaft mit seinen Verwandten Heinrich Escher im Berg und Caspar Landolt vom Rech

sehr ausgedehnte Handelsgeschäfte» führte, die aber 1788 mit einer Katastrophe endigten;⁴¹ während die Katastrophe bekannt ist, fehlen für die erwähnten Geschäfte die Belege. Sicher aber beteiligte sich Hans Kaspar 1786 an der Gründung der Firma Usteri, Ott, Escher & Co., einer gemeinsamen Gründung von sechs Zürcher Häusern mit einem Kapital von 500 000 Livres tournois.⁴² Die Gründung bezweckte die Einrichtung eines Bankhauses zur Pflege vornehmlich des französischen Geschäftes, mit einer Niederlassung in Paris; die Firma musste, wie viele andere in dieser turbulenten Zeit, 1803 liquidieren.⁴³

Unterdessen war Hans Kaspar Escher allerdings längst Konkurs gegangen, zusammengebrochen nicht im Zusammenhang mit der Firma Usteri, Ott, Escher & Co., sondern an seinen eigenen französischen Spekulationen. Peyer bezeichnet ihn als einen «grossen, allerdings unvorsichtigen Marchand-Banquier, [. . .] der gewerbsmässig Depositengelder annahm zur Durchführung von Wertpapier- und Kreditgeschäften stark spekulativen Charakters, vor allem in Frankreich».⁴⁴ Sein Zusammenbruch von 1788 war der grösste Konkurs, den das alte Zürich je gesehen hatte. Bei einer Schuldensumme von 800 000 Gulden umfasste die Gläubigerliste nicht weniger als 236 Positionen; die verlorenen Guthaben gingen von Bagatellbeträgen über Hunderte, Tausende und Zehntausende von Gulden bis zur Höchstsumme von 113 454 Gulden der Frau Escherin im Berg per Weibergut.⁴⁵

Im gleichen Alter wie sein Vater, mit rund 34 Jahren, stand auch der Marchand-Banquier Hans Kaspar Escher vor dem Ruin seiner bürgerlichen Existenz. Er verliess, wie das in solchen Fällen üblich war, seine Heimatstadt und wanderte 1789 nach Russland aus, wo er in die Armee eintrat und als Offizier die Feldzüge gegen die Armeen Napoleons mitmachte.

Seine weiteren Schicksale sind nur fragmentarisch bekannt.

In den Jahren nach 1800 muss er sich wenigstens zweimal in Zürich aufgehalten haben. Die Formulierung Oswald Heers: «Im Jahre 1802 nahm er drei Söhne (Fritz, Carl und Ferdinand) zu sich»⁴⁶ lässt sich kaum anders deuten, als dass er die drei in Zürich abholte und nach Russland führte. Quellenmässig genauer fassbar ist dann sein Aufenthalt in Zürich im Jahre 1803, der mit einem Unternehmen im Zusammenhang stand, das ihm erneut nur Unglück und Unehre eintrug.⁴⁷

Nachdem 1783 die Krim endgültig an Russland übergegangen war, machte sich die Regierung an die Besiedelung des Landes. Alexander I. (1801—1825) liess in verschiedenen Ländern Kolonisten werben, und tatsächlich kamen, vor allem aus Deutschland, organisierte Züge von Auswanderungswilligen in die Krim,

wo sie Niederlassungen gründeten, die sich in ihrer kulturellen Eigenart zum Teil bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges erhielten. Auch Schweizer zogen aus, obwohl hier die Regierungen starken Widerstand leisteten und die Werbung verboten.

Nun wurde, im Zusammenhang mit dieser umfassenderen Bewegung, Hans Kaspar Escher 1802 von Zunftschriftführer und Hufschmied Duggeli schriftlich darum angegangen, er möge bei der russischen Regierung für verarmte Schweizer Mitbürger die Erlaubnis zur Einwanderung und Siedelung unter möglichst günstigen Bedingungen erwirken.

Es scheint, dass Escher, der damals im litauischen Gebiet im Quartier lag, aus verschiedenen Gründen zögerte und erst dem Drängen seiner Freunde im Regiment nachgab, die ihm vorhielten, er könnte bei einer Weigerung seine und seiner Söhne Zukunft aufs Spiel setzen. So wandte er sich an den Minister des Innern, Graf Kochubey, und erhielt schliesslich ein Siedelungsprivileg, allerdings nur auf privater Basis und — wie er selbst erkannte — formal mangelhaft ausgestellt. Trotzdem reiste er mit seinem Sohn Fritz nach Zürich und veröffentlichte in den Zeitungen seinen Auftrag.

Das Unternehmen wurde ihm zweifach zum Verhängnis.

Was den Zug selbst betrifft, war Escher der organisatorischen Aufgabe nicht gewachsen. Weil der Zürcher Rat ihn aufforderte, über sein Tun Rechenschaft abzulegen, setzte er sich nach Konstanz ab; und weil er seine Pläne publik gemacht hatte, statt nur unter der Hand werben zu lassen, wurde er in Konstanz von herbeiströmenden Auswanderungswilligen überlaufen. Der Abmarsch war eigentlich auf Frühling 1804 vorgesehen, aber bedrängt von über 200 Kolonisten, entschloss sich Escher, schon Ende September 1803 aufzubrechen. Dabei war die finanzielle Seite des Unternehmens nicht gesichert, die russischen Zahlungen waren erst für 1804 vorgesehen, und die russischen Residenten in Regensburg und Wien forderten Escher auf, das wahnsinnige Unternehmen eines Winterzuges aufzugeben und zurückzukehren. Trotz allem schlug sich Escher mit dem Geld, das er den Kolonisten abnahm, und mit 6000 Gulden, die er in Wien schliesslich «aus Erbarmen» erhielt, bis nach Rosenberg in Ungarn durch, wo man Ende Dezember eintraf.^{47a} Dort überwinterte man, von den Einwohnern Rosenbergs nach Möglichkeit betreut, aber einer Pockenepidemie ausgeliefert, die vierzig Opfer forderte, darunter zahlreiche Kinder.

Anfangs März 1804 lag Escher immer noch mit seinen Auswanderern, deren Zahl unterdessen auf etwa die Hälfte zusammengeschmolzen war, in Rosenberg. Er wusste sich keinen andern Rat, als seinen Sohn Fritz, zusammen mit dem Ämtler Hans Conrad Wyss, nach St. Petersburg abzuordnen, um Geld aufzu-

treiben. Die beiden jungen Leute müssen die 1500 km im Gewaltritt hinter sich gebracht haben. Am 8. März reisten sie ab, und schon am 26. März trafen sie in Petersburg ein. Nach langem Antichambrieren erhielten sie schliesslich von der Reichskasse eine direkte Anweisung für Geld nach Podolien⁴⁸ und jagten dann zurück nach Rosenberg. Ende Mai konnte der Auswanderungszug Rosenberg endlich verlassen, im Juni hatte man die russische Grenze erreicht, und in weiteren vierzig Tagen, Mitte Juli 1804, langte man in der Krim an. Nach einer zunächst unbefriedigenden Zwischenlösung und nachdem Stadtarzt Hans Kaspar Hirzel, der Gründer der zürcherischen Hülfs-gesellschaft, bei Hofmarschall Golowin interveniert hatte, der sich zur Kur in Bad Schinznach befand, wurde den Siedlern 1805 Land zugewiesen, auf dem in der Folge der Ort Zürichtal⁴⁹ entstand. Damit hatte Escher allerdings nichts mehr zu tun. Kurze Zeit nach der Ankunft in der Krim hatte ihn eine Krankheit mit heissen und kalten Fieberschüben erfasst, so dass er bis anfangs März 1805 kränkelte. Unterdessen hatte er die Schweizer Kolonisten aus den Augen verloren, und dann wurde er seines Postens enthoben.

Unterdessen war Fritz Escher mit Hans Conrad Wyss nach Konstanz zurückgekehrt, um einen zweiten Zug zu organisieren, der etwa tausend Auswanderer umfasst hätte. Wieder aber mangelte es an Geld, und die russische Regierung, die fürchtete, der Sohn werde den Zug nicht besser als der Vater führen, verbot das Unternehmen überhaupt.⁵⁰ So wurden die Teilnehmer, die sich bettelnd im Thurgau herumtrieben, von der Thurgauer Regierung in ihre Heimattorte abgeschoben; Fritz aber kehrte nach Russland zurück, zu seinem Vater.

Die Art, wie Hans Kaspar Escher das Kolonialunternehmen angepackt hatte, zeigt, dass er weder über das kritische Augenmass noch über das diplomatische Geschick für eine solche Aufgabe verfügte; und sein rittmeisterliches Haudegen-tum brachte nur Unglück über die bedauernswerten Auswanderer. So fiel er denn auch auf russischer wie auf zürcherischer Seite in Ungnade. Noch auf der Krim wurde ihm nicht nur die Absetzung als Expeditionsleiter zugestellt, sondern, was ihn weit stärker treffen musste, auch seine Entlassung aus der Armee.⁵¹ Er versuchte, sich mit Eingaben zu rechtfertigen, musste aber Haft und Armut auf sich nehmen, bevor er 1806 wenigstens eine kleine Pension und ein Gut in Neu-Russland erhielt.⁵² Aus einem Brief Fritz Eschers an seine Mutter vom 24. August 1808 wissen wir allerdings, dass man in Russland die Schuld an seinem Scheitern auch «dem gesezlosen und gewaltthätigen Verfahren der izigen Administration» zuschrieb und dass er «bey einem der rechtschaffensten, grössten und reichsten Männer Russlands» eine gute Stellung fand.⁵³ Im Bürger-etat der Stadt Zürich wird er seit 1815 als «alt Rittmeister und Landökonom in der Ukraine» aufgeführt. 1831 starb er in St. Petersburg.

Zürich, andererseits, liess Hans Kaspar Escher jetzt endgültig fallen. Am 12. Juni 1804 beschloss der Kleine Rat: «Da die Regierung theils aus eingezogenen Nachrichten, theils aus öffentlichen Blättern hat vernehmen müssen, dass der ehemalige hiesige Verburgerte und gewesene Rittmeister, Hs. Kaspar Escher nicht aufhöre, den Unfug der Emigrations-Betreibung fortzusetzen, auch seine in hier sich aufhaltende Familie, den an sie ergangenen Befehlen zuwieder, immerhin fortfahre, sich damit abzugeben, so wird die Commission des Innern sich bemühen, den Sohn des gewesenen Rittmeister Eschers vor sich zu bescheiden, ihm zu seinem eignen, und zu handen der hier domicilierenden Familie des letztern, nochmals ernstlich einzuschärfen, sich auf keinerley Weise mehr mit dem Emigrationsgeschäft zu bemengen, und weder Kantons- noch andere Schweizerbürger, oder Fremde zur Auswanderung zuverleiten, oder sogar anzuwerben, maassen sie, im Fall fortgesetzten Ungehorsams, unvermeidlich diejenige Straafe zugewärtigen haben würde, welche die Folge eines so ungehorsamen Benehmens ist. Zugleich aber erklärt der Kleine Rath, dass, aus obigen und früheren Rücksichten, dem gewesenen Rittmeister Escher, wenn er sich in hier einfinden würde, der Aufenthalt in hiesigem Canton gänzlich untersagt ist . . . Gegenwärtiger Beschluss wird auch der gedachten Familie Escher zu Handen gestellt.»⁵⁴

Mit andern Worten, Hans Kaspar Escher wurde für immer des Landes verwiesen. Das erklärt, warum er im Alter, als es ihm in Russland immer schlechter ging, nicht zu seinem reichen Sohn Heinrich nach Zürich zurückkehren konnte.

3. Heinrich Escher, der Vater, 1776—1853

a) Der Kaufmann in Übersee

Heinrich Escher, ältester Sohn Hans Kaspar Eschers und Vater Alfred Eschers, erlebte den wirtschaftlichen Zusammenbruch mit zwölfenhalb Jahren. Im Winter 1788/89, das heisst in der kritischen Zeit vom Konkurs bis zum Wegzug des Vaters, wurde er seinem Grossvater mütterlicherseits, dem Ratsherrn Keller im Goldbach, in Obhut gegeben. Wenigstens war ihm aber die Mutter geblieben. Auf ihr lastete die Verantwortung für nicht weniger als neun Kinder, sieben Söhne und zwei Töchter, von denen allerdings im gleichen Jahr 1794 ein Sohn und eine Tochter früh verstarben. Die Mutter hatte ihr Vermögen retten können, es war aber, wie Oswald Heer sagt, «in den Händen eines Vogtes [d.h. Vormunds]»,⁵⁵ und sie konnte nicht frei darüber verfügen. Immerhin kam sie, auch mit Hilfe von Geldsendungen Heinrichs aus Amerika, über die schweren Zeiten der Revolution und der Kriege hinweg. Sie starb 1836 im Alter von achtzig Jahren.

Heinrich Eschers Lebenslauf kennen wir aus der biographischen Darstellung, die Oswald Heer 1857, vier Jahre nach Heinrich Eschers Tod, als nachträgliche Hochzeitsgabe für Alfred Escher schrieb. C. Keller-Escher, beruft sich für seine Darstellung Heinrich Eschers ausdrücklich auf Heers Biographie, die er gewissenhaft zusammenfasst. Neues hat erst H. C. Peyer in seinem Werk «Von Handel und Bank im alten Zürich», 1968, beige-steuert. Er tritt von den Wirtschaftsquellen her an Heinrich Escher heran, allerdings, seinem ganz andern Thema entsprechend, nicht biographisch-systematisch, sondern sachlich-episodisch.

Wir haben schon darauf hingewiesen, dass sich die Entwicklung der Alfred Escherschen Linie seit dem unglückseligen Schicksal des Landschreibers Hans Caspar Escher nicht mehr in ruhig-bürgerlicher Kontinuität, sondern in unzusammenhängender Sprunghaftigkeit darstellt. Zusammengehalten werden die Generationen nicht mehr durch die Arbeit in und an einem bestehenden Unternehmen, sondern nur noch durch den Unternehmergeist an sich, der immer wieder auf neue Felder der Tätigkeit verwiesen wird. Das gilt für Heinrich Escher, und es wird auch für Alfred Escher gelten.

Heinrich Escher musste es als ältestes Kind auf sich nehmen, so rasch wie möglich ins Erwerbsleben zu treten und seiner Mutter damit Entlastung und Hilfe zu verschaffen. Dass er sein Glück als Kaufmann suchen sollte, verwundert nicht, auch nicht, dass er schon mit vierzehn Jahren ins Berufsleben eintreten musste. Dagegen wird deutlich, dass er, oder dass seine Mutter vor ganz andern Problemen stand als noch der Vater. Der selbständige familiäre Hintergrund war verschwunden, die Firma «Escher im Stadelhofen» existierte nicht mehr, und das Vermögen, bis auf das mütterliche Frauengut, war vertan. So musste er in einem fremden Unternehmen Unterschlupf suchen. In Zürich, bei entfernten Verwandten wie den Eschern im Wollenhof, wollte oder konnte man das offenbar nicht tun. Als wohl willkommener Ausweg bot sich das Handels- und Bankhaus des befreundeten Hans Conrad Hottinger in Paris an; damit war zwar der Schritt von der Selbständigkeit zur Unselbständigkeit getan, aber für Heinrich Escher war damit auch eine wohl-tätige Distanz zu Zürich und zu den lastenden Erinnerungen geschaffen.

1789 ging Heinrich Escher nach Genf zu Pfarrer Lecomte, wo er sich in die französische Sprache einlebte. 1791, mit fünfzehn Jahren, kam er nach Paris, das im Fieber des revolutionären Terrors lag. Er wohnte im Hause Hottingers, arbeitete sich in die kaufmännische Praxis ein, hatte daneben aber auch noch die Kraft, sich mit Malerei, Musik und Lektüre zu befassen. Ende 1792 fuhr er im Auftrag Hottingers nach London und machte sich dort in achtmonatigem Aufenthalt mit dem Englischen, der Sprache der wirtschaftlichen Zukunft, vertraut.



Abschied von Heinrich Escher aus dem elterlichen Haus, 1789.
Ölgemälde auf Holz von Heinrich Freudweiler.
(Privatbesitz Zürich).

Damit war seine Lehrzeit abgeschlossen, und er konnte im Sommer 1793 zu einem mehrwöchigen Aufenthalt nach Zürich zurückkehren.

Unterdessen hatten sich die finanziellen Verhältnisse Hottingers derart verschlechtert, dass er sein Unternehmen in Paris liquidieren musste und seinen zürcherischen Geschäftsfreunden mitteilte, «er wolle zusammen mit seinem jungen Mitarbeiter Heinrich Escher . . . nach Amerika reisen».⁵⁶

Es ist bei H. C. Peyer nachzulesen, wie die zürcherische Wirtschaft seit dem Ausbruch der Französischen Revolution allmählich mit der Liquidation ihrer Auslandsanlagen begann, wie nach dem Umsturz von 1798 eine allgemeine Abwendung von ausländischen Werttiteln erfolgte und wie «ein grosser Teil der zürcherischen Kaufleute und Fabrikanten in den Jahren 1798—1815 so schwere Verluste erlitten, dass sie kaum grössere Mittel für Darlehen oder Beteiligungen an anderen Unternehmungen erübrigen konnten».⁵⁷ Auf der andern Seite begann im

spätern 18. Jahrhundert der aufblühende Kolonialhandel und die Möglichkeit der finanziellen Beteiligung nicht nur die französische Banque protestante, sondern auch Genfer, Waadtländer und Neuenburger Kaufleute zu interessieren. «Zürich indessen, das von alters her auf den Süd-Nord-Handel und vor allem auf die einheimische, sesshafte Textilindustrie festgelegt war, schwenkte erst spät und zögernd auf diese aussichtsreichen weltweiten Handels- und Finanzbeziehungen ein. Am Ende des Jahrhunderts wurde daraus ein kurzes, rasches, strohfeuerartiges Aufblühen und Zusammensinken der Zürcher Überseebeziehungen». ⁵⁸ Vor allem an solchen gewagten Unternehmungen ging auch die Firma Johann Kaspar Escher & Cie. im Stadelhofen zu Grunde, die sich an den Verschiffungen des Marseiller Reeders Solier im Zusammenhang mit dem Indienhandel mit 72 000 Livres tournois ⁵⁹ beteiligt hatte.

In diesen Zusammenhang gehören auch die ersten tastenden Versuche, einen direkten Handel mit Nordamerika aufzunehmen. Sie misslangen vorläufig. So musste die Firma Usteri, Nüscher & Cie., die in den neunziger Jahren mit gutem Erfolg begonnen hatte, schon 1803 ihre Zahlungen einstellen. Und in diesen Zusammenhang gehören auch die Unternehmungen, denen sich seit 1794/95 Johann Conrad Hottinger und Heinrich Escher in Nordamerika zuwandten.

Oswald Heer hat in seinem Lebensbild die Schicksale Heinrich Eschers ausführlich erzählt; es kann hier nicht darum gehen, das gleiche noch einmal in verkürzter Form zu tun.

Eschers Amerika-Aufenthalt erstreckte sich insgesamt über die Jahre von 1795 bis 1814. Dazwischen verbrachte er vier Jahre von 1806 bis 1810 in Paris. Im Sommer 1809 konnte er für ein paar Wochen seine Familie besuchen, aber erst in den Jahren 1810 bis 1812 war er im eigentlichen Sinne, wenn auch nur vorübergehend, wieder zu Hause.

Die Geschäftsunternehmungen zwangen Heinrich Escher zu ausgedehnten, oft abenteuerlichen und gefährlichen Reisen. 1795 tief im Süden, in Savannah, gelandet, machte er später zeitweise New York zu seinem Hauptquartier. Sein wesentlichstes Tätigkeitsgebiet waren die Hafen- und Handelsstädte im Gebiet der Atlantikküste: Philadelphia, Baltimore, Richmond, Charleston und Savannah; er fuhr aber auch über den Ohio und Mississippi nach New Orleans und von dort nach Havanna auf Kuba. Im Norden besuchte er Boston und kanadische Gebiete, mehr im Landesinnern finden wir ihn am Erie-See und Ontario-See.

Welches waren denn aber seine Unternehmungen? Ganz allgemein kann man sagen: er arbeitete zum Teil im Auftrag und Dienst anderer Unternehmer, zu einem immer grösser werdenden Teil aber handelte er auf eigene Rechnung. Dar-

über hinaus wissen wir sehr wenig Genaues; was Oswald Heer uns in seiner Biographie gibt, sind Reise- und Stimmungsbilder, es sind aber keine Geschäftsberichte. Immerhin vernehmen wir etwas davon, wie der neunzehnjährige Escher in das Abenteuer Amerika hineingeworfen wurde, wie er im Auftrag einer holländischen Gesellschaft in Neu-Georgien ein Ansiedlungsunternehmen leitete, wie er dann von 1798 bis 1800, wieder im Auftrag einer holländischen Gesellschaft, am Erie-See die Vermessung von Ländereien und den Verkauf der Parzellen an neue Ansiedler leitete und sich so seine Erfahrungen im Grundstückhandel erwarb. Wir erfahren aber auch, wie Hans Conrad Hottinger ein Auge auf den jungen Freund und Mitarbeiter hatte, wie er ihm bei Schwierigkeiten half und wie er ihn seit 1800 zum bevollmächtigten Geschäftsführer und zum Teilhaber des Hauses Hottinger machte. Dass Escher auf all seinen unzähligen Reisen nicht nur für Hottinger, sondern, wo immer es ging, auch für sich selbst tätig war, dürfen wir annehmen. Oswald Heer unterscheidet die beiden Tätigkeiten allerdings nur an der einen Stelle, wo er sagt: «Die grossen Geschäfte, welche er auf eigene Rechnung führte, erstreckten sich besonders auf den Handel mit Ländereien, Baumwolle, Farbhölzer und Kolonialartikel. Er war aber auch bei dem grossen Pelzhandel beteiligt, welchen J. Jacob Astor zuerst in den Vereinigten Staaten eingeführt und zu hoher Blüte gebracht hat.»⁶⁰ Was unter den Kolonialartikeln zu verstehen ist, ergibt sich aus allgemein gehaltenen Stellen, wo von den Geschäften in Tabak, Reis, Kaffee und Zucker die Rede ist.

Escher erwarb aber auch eigene Ländereien, von denen Heer ein Gut bei Meadville in Pennsylvanien, in der Nähe des Erie-Sees, erwähnt; es umfasste 1600 Acres, also etwa 6,5 Quadratkilometer. Von diesem Gut bezog er ansehnlichen Nutzen. «Er hatte das Land vermietet und bezog einen Drittel der Produkte von den Mietleuten. Von diesen Produkten wurde das Mehl auf Boote verladen und nach New Orleans ausgeführt.»

H. C. Peyer gibt eine Schätzung Hottingers wieder, wonach Escher in Amerika für sich selbst ein Vermögen von gegen 250 000 fFr. habe erwerben können.⁶¹ Nach Zürich zurückgekehrt, wird er schlichtweg als «Millionär» aufgefasst.

Es fällt nicht leicht, Heinrich Escher als wirtschaftlich handelnden Menschen terminologisch zu fassen. Dass er ein begabter und höchst erfolgreicher Geschäftsmann war, steht ausser Zweifel. Hatte der Vierzehnjährige aber, als er 1789 seine Heimat verliess, die Möglichkeit, frei über seinen Weg zu entscheiden? Eher war er doch einer, der ausziehen musste, um für sich und seine Familie das Glück zu suchen. Nie hat er sich von gewissen Abhängigkeiten befreit. Konnte er nicht oder wollte er nicht? Noch 1812 bis 1814, bei seinem zweiten Aufenthalt in Amerika, vertrat er Hottingersche Interessen. Umgekehrt, wenn er auch Teilhaber der Firma H. C. Hottinger in Amerika wurde, so hat er sein

Schicksal doch nicht vorbehaltlos und auf die Dauer mit ihr verknüpft; immer hat er auch seine eigenen Geschäfte betrieben. Aber seine eigenen Unternehmungen gediehen auch nicht zu einer Form, die man als «Unternehmen» im handelsrechtlichen Sinne bezeichnen könnte, eine Firma «Heinrich Escher» entstand nicht. Zwar trug er sich um 1803 mit dem Gedanken, sich später einmal in Cadix niederzulassen, um sich dem Importhandel der reichen spanischen Kolonien nach Frankreich zu widmen;⁶² verwirklicht hat er solche Pläne oder Träume nie. Letzten Endes hat er in Amerika eben sein Geld gemacht, und die Umstände, unter denen das geschah, drängen einem das Wortspiel auf, dass ihn das Schicksal dazu führte, nicht, wie sein Vater, ein Marchand-Banquier zu sein, sondern ein Marchand-Aventurier. Als er sich 1814 endgültig wieder in Zürich niederliess, schloss er mit den Wirtschaftsunternehmungen, wie sie ihn während der 24 Jahren seiner Abwesenheit beschäftigt hatten, ab. 1819 prüfte er noch ein Projekt, sich als Kommanditär am Baumwollhaus Studer & Gamahl in Georgia und Pensacola in Florida zu beteiligen. «Doch wir wissen nicht, was daraus geworden ist.»⁶³

b) Die Zürcher Zeit —
Die Sorge um die Angehörigen in Russland

Warum Heinrich Escher 1814 seine kaufmännischen Unternehmungen in Amerika endgültig aufgab und nach Zürich zurückkehrte, entzieht sich unserer Kenntnis. Mannigfaltiges mag hier zusammengewirkt haben. So erfolgreich er als Kaufmann auch war, das rein wirtschaftliche Streben hatte ihn doch nie ausgefüllt. Er war in die Welt hinaus geschickt worden und er war in die Welt hinaus gezogen, um seiner vaterlos gewordenen Familie, der Mutter und den Geschwistern, den bitter notwendigen wirtschaftlichen Rückhalt zu erwerben, und dieses Ziel war schon seit einigen Jahren erreicht. Er empfand sich seiner Familie immer noch im tiefsten als zugehörig und fühlte sich als Ältester für sie verantwortlich. Und er sehnte sich wohl auch nach einer Geborgenheit, die er nie genossen hatte, und wollte, mit nunmehr 38 Jahren, endlich heiraten.

Während seines Zürcher Aufenthalts der Jahre 1810 bis 1812 hatte er Junker Zollikofer vom Schloss Hard am Untersee und seine Tochter Lydia kennengelernt und sich im April 1812 mit Lydia verlobt.⁶⁴ Nach seiner endgültigen Heimkehr fand die Hochzeit am 6. Mai 1815 statt; Lydia Zollikofer war damals gerade zwanzig Jahre alt. Damit fand Heinrich Escher Anschluss an ein weitverzweigtes St. Galler Kaufleutegeschlecht, das auch mit zahlreichen Adelsfamilien der Ostschweiz verschwägert war. Allerdings scheint dieser Anschluss nie über eher distanzierte Beziehungen hinausgegangen zu sein. Nach der Hochzeitsreise verbrachte das Paar den Sommer noch in Schloss Hard, dann, im Winter 1815/1816,



Der «Neuberg» am Hirschengraben, wo Alfred Escher seine frühe Jugendzeit verbrachte.
Photographie des Tiefbauamtes Zürich vom 7. November 1929.
(Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich).

ging Escher mit seiner Frau zurück nach Zürich und nahm Wohnsitz im «Wolkenstein» an der Kirchgasse, im Haus, in dem seine Mutter und seine Schwester Anna seit Jahren wohnten. Hier kam 1816 Alfred Eschers ältere Schwester Clementine zur Welt. 1818 kaufte Heinrich dann den «Neuberg» am Hirschengraben, den er umbaute und in dem 1819 sein Sohn Alfred geboren wurde.

Das berühmte «Belvoir», in das Heinrich Escher 1831 mit seiner Frau und den beiden Kindern Clementine und Alfred zog, hat die Bedeutung des «Neuberg» für die Gesamtfamilie Escher völlig in Vergessenheit geraten lassen; der «Neuberg» lebt, wenn überhaupt, nur noch als Geburtshaus Alfred Eschers in der Überlieferung fort. Und doch blieb er bis 1879 im Eigentum von Alfred Escher, also bis drei Jahre vor seinem Tode. Hier hatten, nebst wechselnden Mietsleuten,

Heinrich Eschers Mutter und seine in Zürich lebenden Geschwister ihren Wohnsitz, jedes bis zu seinem Tode, die Mutter Anna Escher-Keller bis 1836, die Schwester Anna bis 1863, Bruder Hans Georg von 1837/38 bis 1859 und Bruder Ferdinand von 1826 bis 1855.⁶⁵ Keines von Heinrichs Geschwistern hatte Familie, sie starben alle ehe- und kinderlos, und mit Heinrichs Sohn Alfred starb 1882 der letzte männliche Vertreter dieser Familie, der Hans Kaspar bei seiner Flucht von 1789 immerhin noch neun Kinder, davon sieben Söhne hinterlassen hatte.

Von Heinrichs sechs Brüdern waren 1814 drei bereits tot, zwei lebten in Russland und einer in Lyon. Vier Söhne waren vom Vater um 1800 nach Russland geholt worden, wo sie, wie der Vater, Dienst in der kaiserlichen Armee nahmen. Hans Caspar und Carl fielen 1807 in der Schlacht bei Friedland.⁶⁶ Ferdinand, Ritter des St. Anna-Ordens und des Wladimir-Ordens, quittierte nach 1807, auf inständiges Bitten der Mutter, den Dienst,⁶⁷ blieb aber zusammen mit Friedrich Ludwig in Russland. Friedrich Ludwig (Fritz) schied offenbar zusammen mit seinem Vater nach dem Krim-Unternehmen aus der Armee aus; er fand zunächst eine Anstellung im Ministerium des Innern, und später wandte er sich der kaufmännischen Betätigung zu. Seine genauen Schicksale bis etwa 1815 sind undurchsichtig; sicher ist, dass er als Kaufmann schlechten Erfolg hatte und dabei auch Ferdinand ins Unglück riss. — Georg erlernte die «Handlung».⁶⁸ Er wurde von Heinrich in der Zeit zwischen 1802 und 1808 finanziell ausgestattet und nach Lyon geschickt, wo er eine eigene Firma gründen konnte.⁶⁹

Das war, in kurzem, der Zustand der Familie, für die sich Heinrich im tiefsten verantwortlich fühlte, menschlich und, möglicherweise, auch geschäftlich; er hatte ja nicht nur Georg in Lyon finanziell etabliert, er hatte auch dem Handelsgeschäft in Russland, dem Fritz vorstand, «grosse Summen anvertraut».⁷⁰ Schon 1812, im Zusammenhang mit Napoleons Russlandfeldzug, berichtet er von quälenden Sorgen: «Ich kann nicht sagen, welche Unruhe, Sorgen und Beängstigungen mir meine Brüder verursachen. Zuweilen sind es ihre Geschäfte, die mir Sorgen machen. Immer ist es ihr Befinden, das mich mit grausamen Befruchtungen quält. Immer kam von Russland nur Kummer über mich».⁷¹ Dieser Kummer sollte ihn nach seiner Niederlassung in Zürich während Jahren mit Leidenschaft und Verzweiflung umtreiben.

Für diese Zeit nach Heinrich Eschers Heimkehr lässt uns die Biographie von Oswald Heer nun allerdings im Stich. Es ist verständlich, und es ist mit Händen zu greifen, dass diese Erinnerungsschrift ein Werk der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit war und dass Heer deshalb alles wegliess, was die Leser — und das waren doch vor allem Alfred und Clementine Escher — an Dunkleres und Schmerzlicheres hätte erinnern können. Diese Dinge werden als ein Tabu ausgeschlossen. Heinrich Escher hat kein Herkommen; die Darstellung beginnt mit

dem Satz: «Heinrich Escher war das Älteste von neun Kindern, deren Erziehung allein der treuen Mutter oblag.» Der Vater Hans Kaspar wird ein einziges Mal, mit seinen militärischen Chargen, erwähnt, wenn er 1802 die drei Söhne Fritz, Carl und Ferdinand nach Russland holt. Die Geschwister werden als Kinder vorgestellt, aber später, wenn einige Male der Name Fritz fällt, versteht nur, wer es schon weiss, was sich hinter den Andeutungen versteckt. Die Biographie zerfällt in einen grösseren Teil, der Heinrich Eschers Erlebnisse in Amerika darstellt, und einen kleineren Teil, der ihn im Belvoir zeigt, im Kreise seiner Familie und beschäftigt mit dem Aufbau seiner entomologischen Sammlung.⁷² Für die Zwischenzeit von 1814 bis zum Bau und Bezug des Belvoir um 1830 beschränkt sich Heer auf die Hochzeit, die Übersiedlung in den Neuberg und die Familiengründung einerseits und auf die ausführliche Schilderung einer Bergreise im Sommer 1822 andererseits. Das ist für fünfzehn Jahre wohl zu wenig, als dass man nicht stutzig werden sollte. In Wirklichkeit rang Heinrich Escher in diesen Jahren mit den Sorgen, die ihm seine Brüder und sein Vater bereiteten, und mit den Erinnerungen aus seiner Jugend, die bedrohlich immer wieder aufstiegen und sich nicht bannen liessen. Wir erfahren darüber aus einem Dossier im Archiv der Familie von Muralt, das Briefe von Heinrich Escher, seinem Vater Hans Kaspar und seinen beiden Brüdern Fritz und Ferdinand enthält, alle gerichtet an Pastor Johannes von Muralt in St. Petersburg,⁷³ der die Verbindung zwischen Heinrich und den Eschern in Russland vermittelte. Was Heinrich Escher in dieser Zeit erlebte und durchlitt, lässt sich am besten mit seinen eigenen Worten aus einem Brief vom 14. April 1823 an Johannes von Muralt sagen: «ich fühle es allzusehr der entsetzliche Verdruss den mir meine Familie seit 8 Jahren macht wird mich in ein frühes Grab bringen denn ich kann bezeugen dass ich seit Anno 1815 keinen ganz frohen u. kummerlosen Augenblick hatte — und wer ist die Quelle dieses Kammers gewesen? meine Brüder und mein Vater».⁷⁴

In der Zeit von 1815 bis 1819 musste er sich mit der Affäre seiner Brüder Fritz und Ferdinand befassen, deren Anfänge, schwer durchschaubar, im Dunkeln liegen.

Fritz führte sein russisches Handelsgeschäft, in dem sich auch Ferdinand betätigte, offenbar mit Kapital, das ihm von Heinrich zur Verfügung gestellt worden war. Dafür spricht nicht nur der Hinweis von Oswald Heer, sondern auch die Feststellung Heinrichs von 1823: «Mein Bruder [Fritz] hatte nie einen Ducaten eigenes Vermögen»,⁷⁵ und der wiederholte Hinweis, dass er an den beiden Brüdern grosse Summen verloren habe.

1814 stand Fritz geschäftlich noch aufrecht, er konnte eine Reise machen, um Heinrich nach zwanzig Jahren Trennung wieder zu sehen.⁷⁶ Dann, in den ersten Monaten des Jahres 1815, brach die Katastrophe über Fritz und Ferdinand her-

ein: sie wurden verhaftet, unter Anklage gestellt und erst um die Jahresmitte 1819, also nach insgesamt viereinhalb Jahren Haft, des Landes verwiesen; geschäftlich waren sie vernichtet. Die Haft hatte offenbar die Form eines Zwangsaufenthalts. Anfang 1819 müssen sich die beiden irgendwo in oder um Moskau befunden haben, in der allerletzten Zeit datierten sie ihre Briefe aus Kamenez-Podolsk am Dnjestr in der Ukraine. Die Anklage lautete auf verbotenen Handel, ein Delikt, das, wie Heinrich Escher behauptete, jeder russische Kaufmann begehe.⁷⁷ Über die Art dieses verbotenen Handels besitzen wir nur zwei Hinweise, die aber beide nicht zu einer endgültigen Erkenntnis führen. Da gibt es, seit ihrem Erscheinen im Jahre 1855 bekannt, die Schmähschrift Caspar Kublis, eines von Fritz Escher in Russland Geschädigten, mit dem Titel «Mein Unglück und Herrn [!] Bürgermeister Dr. Alfred Escher in Zürich». Diese Schrift darf nur mit grösster Vorsicht verwendet werden, sie ist anklägerisch, verbittert und böse, die geschäftlichen Angaben können nicht mehr nachgeprüft werden, manche begleitende Angabe ist undurchsichtig oder einfach falsch. Falsch wäre aber auch, Kubli zum vorneherein jegliche Kenntnis der Fakten abzusprechen. Zum verbotenen Handel von Fritz (er nennt ihn stets mit seinem zweiten Namen Ludwig) sagt er: «Im Jahr 1811 hatte ich ein besonderes Geschäft mit Herrn Heinrich Escher, Vater des Herrn Bürgermeister Dr. Alfred Escher, abgeschlossen und zwar in italienischen Strohhüten, die an seinen Bruder Ludwig in St. Petersburg gesandt wurden. Die Einfuhr dieser Ware war verboten und wurde als Contrebande betrachtet.»⁷⁸ Nun befand sich mit den beiden Escher-Brüdern auch ein «Herr Scheuchzer» als Schicksalsgenosse in der russischen Haft.⁷⁹ Es muss sich um Mathias Scheuchzer (1790—1865),⁸⁰ den Sohn von Oberrichter Hans Jakob Scheuchzer (1755—1833),⁸¹ handeln, der seine kaufmännische Lehre in der Familienhandlung J. J. Scheuchzer und Sohn machte und 1807 zu einem Onkel Schinz nach Neapel kam, wo er bis 1811 blieb. 1811 ging er nach Russland und blieb dort bis zur Haftentlassung 1819. Auf das Jahr 1811 setzt Kubli also den Schmuggel aus Italien fest; in diesem Jahr kam der Zürcher Kaufmann Mathias Scheuchzer aus Italien nach Russland, und er wurde später unter die gleiche Anklage gestellt wie die beiden Escher-Brüder. Dann verwirren sich Kublis Aussagen aber wieder: «Ludwig Escher geriet durch eigenes Verschulden im Jahre 1816 . . . nebst seinem Bruder . . . in fast dreijährigen Arrest.» Die Zeitangaben sind eindeutig falsch, und ob das «Verschulden» ein neues oder das alte von 1811 sei, bleibt offen.

Andere, aber nicht unbedingt Kubli widersprechende Aufschlüsse erhalten wir von Kaspar Schulthess, einem Zürcher Kaufmann in Moskau. Er stand vom Januar bis zum März 1819 in direktem Kontakt mit den Escher-Brüdern und mit Scheuchzer und berichtete darüber in seinen Briefen an Pastor Johannes von Muralt in St. Petersburg. Ihm gegenüber beschwerten sich die Brüder noch im

März 1819 darüber, dass ihnen eine gefälschte Korrespondenz mit dem Bruder in Lyon — womit nur Georg gemeint sein kann — unterschoben worden sei; sie hätten von Lyon aus nicht Geschäfte mit Russland gemacht, sondern mit andern Ländern, mit England, Holland usw. Dazu bemerkt der gewiegte Kaufmann Schulthess nur lakonisch und vorläufig: «ich weiss u. verstehe diess alles nicht». ⁸² Zwei Wochen später ist sein Urteil allerdings klar, er lehnt die Unterschiebungstheorie mit dem Vorwurf ab, Fritz habe sogar noch die Verwegenheit gehabt, ihm, einem Freund gegenüber, behaupten zu wollen, die bewusste Korrespondenz sei fälschlich unterschoben worden. ⁸³

Ob nun die Lyoner Geschichte mit der italienischen Geschichte irgendwie zusammenhing oder nicht, auf alle Fälle muss man die Affäre der beiden Brüder in Dimensionen des internationalen Handels sehen, und um eine Bagatelle kann es sich angesichts der Reaktion der russischen Regierung nicht gehandelt haben.

Heinrich Escher setzte sich mit Leidenschaft und Erbitterung für die Freilassung seiner beiden Brüder ein. Dafür zeugen seine Briefe an Pastor Johannes von Muralt, einen Jugendfreund von Fritz. Von ihm erhielt er notwendige Informationen, mit ihm diskutierte er die Möglichkeiten des Vorgehens, und ihn beschwor er immer wieder, mit seinem ganzen moralischen Gewicht für die Brüder zu wirken: «Um Gottes u. der heiligen Freundschaft willen verlassen Sie meine Brüder nicht.» ⁸⁴

Dabei wird allerdings deutlich, dass Heinrich von seiner anfänglichen Auffassung, die beiden Brüder seien Opfer von Intrigen und Verleumdungen geworden, immer mehr abrückte und sich zur Einsicht durchrang, dass es sinnlos sei, ein gerechteres Urteil zu verlangen, dass man sich darauf beschränken müsse, eine Milderung des Urteils auf dem Gnadenweg zu erwirken. Wobei zu bemerken ist, dass wir dieses Urteil nicht kennen. Dagegen weigerte sich Heinrich beharrlich, die beiden Brüder wegen ihres geschäftlichen Fehltritts menschlich zu verurteilen; für ihn waren sie, die er doch so wenig kannte, unentwegt «die moralisch unverdorbenen Menschen», «rein moralische Menschen, seelengute Menschen». ⁸⁵ Andererseits wurde er doch auch wieder skeptischer, hellhöriger, so, wenn er am 3. September 1823 schreibt, Fritz sei ein sehr sonderbarer, im Grunde aber gewiss ein guter Mensch, der allerdings bedaure, dass J. von Muralt seine Geschäfte «mit ganz verkehrten Augen» angesehen habe; «so sonderbar stok-blind ist er immer noch was das Vergangene anbetrifft». ⁸⁶

Das Urteil von Kaspar Schulthess über die beiden Brüder lautet dagegen vernichtend, wobei auch für ihn, wie für Heinrich, immer «der ältere E.», also Fritz, im Vordergrund steht. «Mit den E. geht es nun bald vorwärts, u. ich glaube nicht, dass eine neue Begnadigung statt finden werde, auch wäre es nicht einmal

gut, besonders für den ältern E. nicht, er ist wie von Sinnen, wenn man auf seine Angelegenheiten zu sprechen kommt, schäumt aus dem Munde, tobt u. spricht ohne Zusammenhang [folgt der schon zitierte Hinweis auf die Lyonder Korrespondenz]; Leute die ihre Ehre auf solche Weise verloren u. allen Menschen gegen den Kopf rennten, haben wenig Unterstützung u. Schutz in diesem Lande zu erwarten u. können hier nie ein Fortkommen finden, welches ihren Wünschen genügt, u. sich mit ihrem fürchterlichen Stolze paaren würde; alles was ich für sie that, u. noch thun werde, geschah aus Mitleid, weil sie von der ganzen Welt verlassen sind, allein die frühern Briefe, welche ich schon damals in Petersburg las waren so verwirrt, dass man von ihnen zurückgeschreckt wurde.»⁸⁷ Oder, in seinem Brief vom 27. März 1819: «Die E's sind endlich vorgestern Nachts um 1. uhr abgereist, und wir wollen Gott danken, dass sie weg sind, denn sie werden nicht aufhören, dummes Zeug zu machen, u. werden zuletzt noch alle diejenigen welche sich aus Mitleiden für sie interessirten, ohne alle Rücksichten durch ihr starrsinniges Wesen compromittiren, den landsmann. Namen besudeln sich Ihrer Begnadigung unwürdig zeigen, u. uns den Zutritt höhern Orts in fernern Fällen für hilfsbedürftige Landsleute erschweren. — Liebster bester Pastor lassen sich um Gottes Willen, durch die Vorstellungen von E. nicht irreführen, er ist viel zu heftig, u. unzuverlässig in dem was er Ihnen vielleicht schreiben mag, er hat mir Dinge gesagt, die ich mich schämen würde, zu schreiben, weil ich mit dem Leibe dafür stehen wollte, dass sie nicht wahr sind. E. ist halb verrückt in seinem Sprechen, er ist ein fehlgeschlagener Jurist u. ein fehlgeschlagener Kaufmann, man weiss nicht, was man aus ihm machen soll, hat extravagante Idéen, u. hat fortwährend zu viel Stolz um einzusehen, dass er in irgend etwas gefehlt, sondern will noch immer aufbegehren u. hat den unglücklichen Gedanken auch im Auslande noch seine Sachen nicht ruhen zu lassen, welchen man ihm durchaus aus dem Sinne schlagen muss, denn er führt zu nichts als seinen Landsleuten Schaden zu bringen — ich würde diese Leute gänzlich verlassen haben, wie andre, wenn nicht das Mitleid allein mich noch an sie gebunden hätte, da ich doch einmal mit ihnen bekannt wurde.»⁸⁸

Bemerkenswert ist, was Heinrich Escher sich an Einsatz für seine Brüder zutraute. Verschiedentlich skizzierte er in seinen Briefen an von Muralt Leistungen für den russischen Staat, die ihm auf Grund seiner amerikanischen Erfahrungen und Verbindungen möglich schienen. So bat er von Muralt schon 1816, den ihm bekannten einflussreichen Leuten zu sagen, dass die beiden Escher keine «*avanturiers obscurs et inconnus*» seien, sondern im Gegenteil «*des étrangers qui par leurs liaisons au dehors et leurs Connaissances peuvent se rendre utile à la Russie et contribuer à l'augmentation de son Commerce et de ses manufactures par les liaisons que leurs amis (et surtout moi) sont à même de leur établir en Suisse, aux Etats-Unis d'amérique et dans tous les pays où des rap-*

ports peuvent devenir utiles». ⁸⁹ Oder er entwirft im Dezember 1818 für den Fall, dass «ein dem Staat zu erweisender Dienst» eine Begnadigung befördern könnte, den Plan, seine Brüder zu verpflichten, auf einem kaiserlichen Gut, in günstigem Klima und mit gutem Boden, den echten virginischen Tabak einheimisch zu machen und ihn auch zu bestem Schnupftabak zu verarbeiten; auch könnten sie dort Holzsäure fabrizieren, die in Russland noch nicht hergestellt werde, die aber in Fabriken und auch sonst mit grösstem Nutzen angewandt werde. Zu all diesem würde er gern Hand bieten und könnte es auch mit Nachdruck tun, da er selbst noch einen kleinen Anteil an einer der besten virginischen Tabakplantagen am James River in den Vereinigten Staaten habe, woher er den besten Samen bekommen könnte, was sonst sehr schwer halte; auch würde er alle Informationen und Anleitungen für Anbau und Behandlung geben. Allerdings, fügte er bei, würde er eine Ausweisung der Brüder vorziehen. ⁹⁰

Pastor von Muralt leitete diese Anregung an Kaspar Schulthess weiter, der sich aber über eine solche Unkenntnis der russischen Verhältnisse herzlich mokierte und dringend vor derartigen Schritten abriet. «Der Rath u. Vorschlag von Henri hat mich recht herzlich lachen gemacht, diess ist ganz national Zürcherisch, im Tone unsrer reichen Patrizier, die ihre Hände in den Schooss legen, bei einem Schöppli und Pfifli über das Wohl u. Weh der Welt verfügen, u. glauben dass in Russland nichts als Bären u. Wölfe wohnen.» Dabei habe die Industrie gewiss in keinem Land in kürzerer Zeit schnellere Fortschritte gemacht als in Russland. «Der virginische Tabak ist ein Artikel welcher südlich von Saratoff schon seit vielen Jahren gepflanzt wird u. auch schon seit Jahren ein neuerer Ausfuhrartikel nach Hamburg, Amsterdam usw. wurde.» Der Holzeßig werde ebenfalls seit mehreren Jahren in Russland hergestellt. ⁹¹

Neben solchen Vorschlägen, die offensichtlich zu nichts führten, von Pastor von Muralt vermutlich nicht einmal an die «ihm bekannten einflussreichen Leute» weitergeleitet wurden, versuchte Heinrich Escher, alle persönlichen Verbindungen spielen zu lassen, von denen er sich etwas versprechen konnte. Nicht zufällig wohl stehen an der Spitze die Vertreter der beiden bedeutendsten Londoner Bankhäuser Hope u. Co. und Baring Brothers, welche die Finanzierung der Kontributionen übernommen hatten, die Frankreich von den Alliierten auferlegt worden waren. Über sie hoffte er die Fürsprache höchstgestellter politischer Persönlichkeiten zu erlangen, und von diesem Versuch zeigte sich auch Kaspar Schulthess beeindruckt. «Wie sind Sie denn an Labouchère u. Baring gekommen, dass diese mit den Ministn. sprechen», schreibt er am 16. Januar 1819 an von Muralt, «diess ist sehr wichtig, wenn diese nur auch Gelegenheit u. Muth hatten, mit dem Kaiser zu sprechen, diess kann allein gute Resultate hervorbringen.» Die Namen, die Heinrich Escher in diesem Zusammenhang nennt, sind beein-

druckend: Graf von Nesselrode, seit 1816 Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Russland, Graf Capo d'Istria, 1816—1822 russischer Staatssekretär und von 1827 bis zu seiner Ermordung 1831 der erste Präsident des befreiten Griechenland, der Herzog von Richelieu, 1815—1818 französischer Minister, Graf Pozzo di Borgo, seit 1815 russischer Gesandter in Paris.⁹² Ob eine dieser Persönlichkeiten sich aber wirklich für die beiden Brüder einsetzte, wissen wir nicht. Entscheidend für die Ausweisung und damit Freigabe der beiden Brüder und Mathias Scheuchzers mag schliesslich eine Intervention des Grossfürsten Konstantin gewesen sein, des Bruders von Kaiser Alexander I. Einziger Beleg dafür ist allerdings eine Bemerkung Heinrich Eschers in seinem Brief vom 2. Mai 1819, er werde die Güte des Grossfürsten Konstantin nie vergessen.⁹³

Anfangs Oktober 1819 trafen die beiden Brüder in der Umgebung von Zürich ein,⁹⁴ möglicherweise in Waldshut, wie Heinrich es im März angeordnet hatte. Er wollte sie nicht nach Zürich nehmen. Seine Begründung war, dass es ihnen nach allem Geschehenen peinlich sein müsste, ihre Bekannten wieder zu sehen.⁹⁵ Man darf aber annehmen, dass eine Rückkehr der beiden Brüder, nach finanziellem Zusammenbruch und viereinhalbjähriger Haft, für Heinrich mindestens so peinlich gewesen wäre. Verschweigen oder verschleiern liess sich ja nichts. Das Schicksal von Fritz und Ferdinand musste in der zürcherischen Geschäftswelt bekannt geworden sein, und mit ihnen kehrte ja auch ihr Schicksalsgefährte Mathias Scheuchzer zurück, der Sohn eines zürcherischen Oberrichters.⁹⁶

So entschloss sich Heinrich, seinen Brüdern in Übersee eine neue Existenz zu schaffen, «avec la grande Consolation pour eux cependant qu'ils seront aux antipodes du pays, où ils ont tant souffert»;⁹⁷ in diesem Zusammenhang kaufte er die Kaffeeplantage Buen-Retiro auf Kuba,⁹⁸ wohin sich Fritz und Ferdinand verfügen mussten, ohne die Heimat gesehen zu haben. Der Kaufmann Heinrich Escher fasste das finanzielle Resultat des Abenteuers mit seinen Brüdern am 30. März 1823 in die Worte zusammen: «Ich habe meinen Brüdern über f. 250 000 geschickt an baaren Auslagen u. alles wurde verloren — es war $\frac{1}{3}$ theil meines sauer verdienten Vermögens.»⁹⁹ Er fand für all seine Opfer wenig Dank. Nach den Auskünften, die er aus Amerika erhielt, arbeitete Fritz zwar streng, erzielte aber wegen der tiefen Kaffeepreise keinen Gewinn. Dafür hatte Heinrich Verständnis; in zunehmendem Masse empörte er sich aber darüber, dass Fritz, mit seltenen Ausnahmen, keine Briefe schrieb, dafür aber beständig Wechsel auf ihn ausstellte. 1829, in einem der letzten erhaltenen Briefe an Pastor von Muralt, äusserte er sich erbittert und desillusioniert über Fritz, der ihn, wie sein Vater, in ungeheure Verluste gebracht habe.¹⁰⁰ Als Fritz 1845 starb, verkaufte Heinrich die Plantage Buen-Retiro.

Über den jüngsten Bruder Ferdinand, der in Russland und anfänglich auch auf Kuba das Schicksal von Fritz teilte, erfahren wir kaum etwas. Er stand immer im

Schatten von Fritz. Heinrich kannte ihn im Grunde genommen kaum. 1789, als er Zürich verliess, war Fritz immerhin elf Jahre alt, Ferdinand aber war noch ein Kind von drei Jahren, und ein Wiedersehen müssen wir bis zum Winter 1819 ausschliessen, wo es sich im Zusammenhang mit der Abreise der Brüder nach Kuba ergeben konnte. In Kuba packte Ferdinand das Heimweh in hohem Grade. Er kehrte 1826 nach Zürich zurück, wo er, rauchend, anspruchslos und teilnahmslos, im Neuberg lebte, vermutlich auf Kosten Heinrichs. Dieser äusserte sich über ihn nicht mit Erbitterung, eher mit distanzierter Teilnahme. Sein Urteil: «Viel weiss er in Gottes Namen nicht.»¹⁰¹

Der geschäftliche Zusammenbruch von Fritz hätte auch seinen jüngern Bruder Georg in Lyon in den Konkurs gerissen, wenn nicht Heinrich eingesprungen wäre. Dieser berichtet darüber: «Georg (Mukli) ist wirklich in Lyon wo ich ihn für seine Rechnung etabliert hatte bey der Catastrophe in Russland verlor er 60/m francs u. wäre dahin gewesen wenn ich ihn nicht zutrauensvoll mit 100/m frs unterstützt hätte. Dieses hat ihm Seegen gebracht, er hat alles wieder gut gemacht, u. besitzt nun ein kleines Vermögen aus welchem er wenn er sich von seinen Geschäften zurückzöge hier da er unverheiratet ist ordentlich leben könnte [. . .] er ist ein wohl denkender braver ehrlicher u. verständiger Mensch mit dem ich sehr wohlzufrieden bin so wie er es mit mir auch ist — ich erwarte ihn in einigen Wochen in Zürich.»¹⁰² Die Stelle belegt eindeutig das geschäftliche Zusammenwirken der beiden Brüder; ob sie auch direkt mit der belastenden Korrespondenz in Verbindung gebracht werden könne, die zur Anklageerhebung gegen Fritz führte, muss offen bleiben.

Über die Schicksale von Heinrichs Vater Hans Kaspar in Russland sind wir ähnlich schlecht unterrichtet wie über diejenigen seines Sohnes Fritz. Oswald Heer berichtet, er habe von 1791 an als Major der Kaiserlichen Dragoner in Peter und Paul in Kamtschatka¹⁰³ gelebt und sei später nach St. Petersburg versetzt und zum Obersten befördert worden;¹⁰⁴ eine Rangerhöhung, die sonst nirgends bezeugt und unwahrscheinlich ist. Wegen seines Versagens im Krim-Unternehmen von 1803/1804 wurde er aus der Armee entlassen.¹⁰⁵ Im Bürgeretat der Stadt Zürich, der mit 1806 einsetzt, wird er zunächst allerdings noch als Rittmeister in russischen Diensten, von 1813 an aber als alt Rittmeister und Landökonom in der Ukraine aufgeführt. Seine genauen Aufenthaltsorte sind auch anhand der Korrespondenz mit Johannes von Muralt nicht zu erschliessen. Seit 1823 scheint er sich allerdings hauptsächlich in St. Peterburg aufgehalten zu haben.

Zwischen Hans Kaspar und seinen Angehörigen rissen die Verbindungen nie ganz ab. Mindestens zweimal hielt er sich in Zürich auf, 1802 um drei seiner Söhne nach Russland zu holen, 1803 um die Auswanderung in die Krim zu organisieren. Ungewiss ist, auf was für einen Aufenthalt sich Heinrichs Bericht

bezieht, dass seine Mutter ihrem Mann, als er zehn bis zwölf Jahre nach seinem grossen Unglück «in's Land kam», auf sein Bitten hin alle ihre Kostbarkeiten und 5000 Fr. gab, aus denen ihr Sparhafen bestand und die das einzig Disponible waren, das sie auf der Welt hatte; das und anderes Geld, das er entleihen konnte, habe er auf die leichtsinnigste Art wieder verloren.¹⁰⁶ Daneben gab es selbstverständlich Korrespondenzen zwischen den Familiengliedern.

Das Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten war offenbar von distanzierter Korrektheit. Hans Kaspar sprach mit Achtung von seiner Frau, wusste aber, dass weder sie noch seine Tochter Anna wieder mit ihm zusammenleben würden.¹⁰⁷ Wenn er auf das Unglück zurückblickte, das er über seine Familie gebracht hatte, äusserte er allerdings weder Einsicht noch Reue; ihn traf keine Schuld. Von Muralt hatte ihm offenbar etwas von gegenseitigem Vergessen geschrieben, und Hans Kaspar Escher antwortete ihm: «Sie sagen vergessen. Es ist bereits schon lange von mir alles vergessen, und dorten [in Zürich] wüste ich in der That nicht, was in Rücksicht meiner zu vergessen wäre, denn ich hab nie Niemanden beleidigt, und bin in keinerley Rücksicht, an allen denen Begebenheyten Schuld, welche, wenn man mich angehört hätte, sich nie ereignet hätten.»¹⁰⁸

In dieser Stimmung der Entfremdung und der kühlen Gespanntheit unternahm Heinrich, nachdem er die Freilassung seiner Brüder erwirkt hatte, den Versuch, auch den Vater aus Russland herauszunehmen, ihn unter finanzielle Kontrolle zu bringen und ihm eine Art Zwangsaufenthalt in Deutschland zuzuweisen; die Rückkehr nach Zürich kam nach der Landesverweisung von 1804 ja nicht mehr in Frage. Einen ersten Vorschlag vom Dezember 1819 begründete er noch zurückhaltend mit der Schwerhörigkeit und dem Alter des Vaters, der den Ruhestand nötig habe und selbst entscheiden könne, in welcher kleinen Stadt oder in welchem Dorf in der Umgebung von Konstanz er sich niederlassen wolle.¹⁰⁹ Der Plan fand kein Echo, und während drei Jahren hören wir nichts mehr davon. Dann, im Januar 1823, erfuhr Heinrich durch einen Brief seines Vaters, dass dieser erneut Schulden gemacht habe, und nun brach die ganze Empörung, die ganze Verbitterung über diesen Vater, der die Familie in Not gebracht und sie verlassen hatte, aus ihm heraus. «Hr. Major Escher», schreibt er an von Muralt, «hat mir nun eingestanden er habe Schulden gemacht was ich nicht möglich glaubte, u. mich gebeten sie zu zahlen worauf ich ihm durch den beygefügtten Einschluss¹¹⁰ erkläre, ich werde keinen Heller für ihn zahlen — ihm auch nicht die allergeringste Hülfe so lange er in Russland bleibe angedeihen lassen wovon ich es als heilige Pflicht halte Sie in Kenntniss zu setzen — Hingegen habe ich ihm offerirt sobald er sich in ein kleines ihm angezeigtes Städtchen in Deutschland begeben werde, so wolle ich ihm alljährlich ein Sümchen bestimmen wovon die Hälfte für seinen Unterhalt genüge u. die andere Hälfte zur Til-

gung seiner Russischen Schulden nach u. nach dienen müsse. Ich habe neuerdings grosse Verluste erlitten, finde mich in meinem Vermögen sehr geschmälert, u. kan u. will nicht mehr thun weil ich auch heilige Pflichten gegen meine Frau u. Kinder die mir unaussprechlich lieb sind zu erfüllen habe u. erfüllen will. Mein Vater ist ein Fremdling für mich geworden für den ich keine Anhänglichkeit habe noch haben kan u. den ich nur aus dem Verdruss u. dem Elend kenne das er seiner Familie seit 34 Jahren zugezogen hat, u. seinen durch keine Erfahrungen, nicht einmal durchs Alter zu bezwingenden unvernünftigen Leichtsin.

Wenn er seinen Passeport im Sack hat u. seine Passage auf einem Schiff nach Lubek arretirt ist, so ermächtige ich Sie Ihme Dreyssig Ducaten zu geben um seine Reise bis nach Anspach zu bestreiten die aufs wohlfeileste u. ohne Bedienten gemacht werden soll . . .»¹¹¹

Es kann hier nicht darum gehen, den Konflikt zwischen dem Sohn und dem Vater in den Einzelheiten nachzuerzählen. Nur soviel sei dazu erwähnt, dass der Vater eine solche Behandlung zurückwies und dass Pastor von Muralt, zur Vermittlung aufgerufen, den Sohn zu den lebensnotwendigsten Zahlungen nach Russland bewegen konnte, dass der Vater trotzdem nicht aus den Schulden und aus dem Schuldenmachen herauskam und dass sich der Sohn in immer neue Ausbrüche der Empörung und Verbitterung hineinsteigerte. Dabei tritt die Sorge um seine Familie zunehmend in den Vordergrund, das Trauma der eigenen Kindheit wird immer deutlicher fassbar: «ich habe nun Kinder — denken Sie an diese u. Sie werden finden ich seye auch gehalten an diesen th. Geschöpfen meine Pflichten zu erfüllen und sie nicht hülflos der Welt preis zu geben wie es der Fall mit uns 9 Kindern war zur Zeit unsers ersten grossen Unglücks.»¹¹² Wie sich in ihm Sorge, Härte und Selbstgefühl mischen, lesen wir in einem Brief vom 17. April 1825, nachdem er erfahren hat, dass sein Vater, gegen seinen ausdrücklichen Willen, wieder ein Pachtgut übernommen hat: «es ist doch fatal dass er nicht einsehen kan dass er sich meinem Willen unterziehen muss. Unsere Rolle ist umgekehrt — ich bin *sein* moralischer Vater der für ihn sorgt, u. bin auch, sobald es in meinen Kräften stund, der Vater seiner Kinder gewesen — ich habe also das Recht auszusprechen wie ich die Verhältnisse haben will und *erkläre Ihnen nun feyerlich* dass ich mich *nie mehr* bequemen werde auch nur einen Heller seiner Schulden, wenn er thöricht genug wäre solche zu contrahiren — in Zukunft zu bezahlen; auf diesem Vorsatz, den ich mir und meinen Kindern schuldig bin, werde ich *unerbittlich* beharren, so wie ich auf der Überzeugung seines Leichtsinnes und zwekwiedrigen Verfahrens bleiben muss. Dass er sich beklagt «ich schreibe ihm nicht» dünkt mich wieder eine schiefe Ansicht — es wäre an ihm gewesen mir in einer Zeile zu sagen: «Ich danke Dir dass Du meine russisch. Schulden bezahlt hast u. für meinen Unterhalt sorgest». auf eine solche

Äusserung hätte man freundlich geantwortet — aber nicht auf die Rechtfertigung aller begangenen Thorheiten!!»¹¹³ Bis zuletzt gelang es Heinrich Escher nicht, sich aus seinem innerlichen Kampf mit dem Vater zu lösen. Seine Ausbrüche werden im Gegenteil immer leidenschaftlicher. 1828, als er vernimmt, dass «der alte Hr.» an eine Obristin oder Generalin Fock wieder Geld verloren hat, bricht er aus: «Wie ist es möglich, dass ein Mann der das Brod seines Kindes essen muss und schon seit vielen Jahren gegessen hat, der seine Familie von einem Verderben in's andere durch seinen Leichtsinn und Narrenpläne — während 40 Jahren, gestürzt hat in seinem 73^{sten} Lebensjahr nachdem man (gewiss zum letzten mal) seine Schulden noch vor wenigen Jahren bezahlt hat, mit der Gabe die man ihm reicht noch so unverzeihlich handelt [. . .] ich will nicht, wie er, auf die schrecklichste Weise meine Kinder Brodlos und nackt auf der Welt stehen lassen, ohne mich zu kümmern was aus ihnen wurde [. . .] nochmals wiederhole ich dass ich Hr. Majors Handlungsweise verabscheue dass ich nicht die geringste Anhänglichkeit mehr für ihn hegen kann und dass er die Bande der Natur zwischen uns zerrissen hat.»¹¹⁴ Und im Herbst des gleichen Jahres 1828 schliesst er in einem Fieberbrief die fast obligate Passage über seinen Vater mit den Worten: «ich bin auch Vater aber ich hoffe ein Anderer als der Meinige es war, könnte ich nichts mehr für meine Kinder thun für die ich 1000 mal mein Leben geben würde ich würde mich in das tiefste Wasser stürzen denn meine Existenz wäre mir unerträglich — Die Fieberhitze trägt dazu bey mich zu ermuthigen alle diese zum Theil schrecklichen Wahrheiten zu sagen. Liebe und Anhänglichkeit das gestehe ich Ihnen kan ich nicht mehr für den alten Herrn fühlen der mich seit 40 Jahren nicht mehr wie einen Sohn behandelt hat für mich ist er als Vater tod!!!¹¹⁵»

Es ist offensichtlich, dass es Heinrich Escher mit allen Ablehnungs- und Verstossungsformeln nicht gelang, sich von seinem Vater innerlich zu lösen; zu stark wirkte das Trauma der zerstörten und ausgesetzten Jugend nach. Im Unterbewusstsein empfand er den Vater immer noch als Bedrohung, die abgewehrt, gebannt und unter Kontrolle gebracht werden musste. Die Furcht, dass die Vergangenheit wieder Gegenwart werden könnte, machte ihn aber auch abhängig. Warum konnte er nicht von Anfang an kühl und ohne zu räsonnieren erklären: «tut mir leid, ich bezahle nicht» — und dabei bleiben? Weil er seinen Vater letztlich, trotz allen Drohgebärden, nicht daran hindern konnte, neue Schulden zu machen, auszubrechen und neues Unheil anzurichten, weil er also darauf angewiesen war, irgendwie zu einem verdeckten Abkommen zu gelangen.

Und noch aus einem andern Grunde. Heinrich Escher, geprägt durch das Erlebnis eines verantwortungslosen Vaters und durch die Verantwortung, die ihm mit vierzehn Jahren auferlegt worden war, bildete sich selbst, in seinem tiefsten

Gewissen, zu dem heran, der die Verantwortung für seine Familie zu tragen hatte. Von diesem Gefühl der Verantwortlichkeit konnte er sich nicht befreien, nicht einmal seinem Vater gegenüber; sprach er es doch klar aus, dass er sich als seinen «moralischen Vater» empfinde. So musste er, wenn er hart sein oder scheinen wollte, sich selbst und den andern erklären, warum er seine Verantwortung nicht wahrnehme; und die Erklärungen mussten zu Anklagen werden, die Anklagen zu Verurteilungen. Heinrich Escher erlebte es, dass, wer verantwortlich ist, nicht frei ist, sich nicht lösen kann, dass sich dem Verantwortlichen immer die Schuldfrage stellt.

Aus einem ganz andern Denken und Fühlen heraus aber lebte sein Vater Hans Kaspar Escher. Ihm fehlte der Sinn für Verantwortung wie für Schuld. Das «grosse Unglück» von 1788 lag, da man nicht auf ihn gehört hatte, nicht in seiner Verantwortung, also auch nicht in seiner Schuld. Sein russisches Schicksal hatte ihn weit von seiner Familie weggeführt, und nichts lässt darauf schliessen, dass er unter der Trennung von seiner Familie gelitten hätte. In weit stärkerem Masse als der bürgerliche Heinrich lebte er aus einem aristokratischen Empfinden des 18. Jahrhunderts heraus. Er war stolz, egoistisch, rücksichtslos, leichtsinnig, starrköpfig, aber er wurde auch einsam und ertrug sein Schicksal und seine Einsamkeit klaglos; darin zumindest hatte er Stil.

Hans Kaspar Eschers Äusserungen zu den Bemühungen Heinrichs, ihn unter Kontrolle zu bringen, stammen aus den Jahren 1821 und 1823. 1821 muss Pastor von Muralt die Anregung gemacht haben, Hans Kaspar solle eine Reise in die Schweiz unternehmen. Dieser lehnte ab, da er sich keiner Kritik ausliefern wollte. «Was meinen Sie, bester Pastor, wann ich dorten hingienge und es würde mir etwas empfindliches, ich will nicht einmahl sagen *gesagt*, sondern *unverblümt zu verstehen gegeben*, die Folge seyn würde? Onfehlbar die, dass ich ohne mich in die Wiederlegung einzulassen, wieder die Rückreise nach Russland antreten würde.» Denn: «Ich leide keine Anzüglichkeiten, am allerwenigsten von Kindern.»¹¹⁶ Noch entschiedener und schroffer ist seine Ablehnung von Heinrichs Ultimatum vom 26. Januar 1823, das die finanzielle Unterstützung davon abhängig machte, dass der Vater in einen Zwangsaufenthalt nach Ansbach ging. Die Unmöglichkeit, über einen solchen Vorschlag auch nur zu verhandeln, stellt er in seinem Brief an von Muralt effektiv an die Spitze: «Was ist auch einem Menschen zu sagen, der sich selbst mit dictatorischem Ansehen *facta* vorspiegelt.» Im folgenden verschweigt er nicht, dass er sich verletzt fühlt, aber er will seinerseits die Ruhe bewahren, um nicht alles noch viel schlimmer zu machen. Mit andern Worten: gegen Heinrichs Leidenschaft setzt er die vernünftige, überlegene Besonnenheit. «Wäre der Schreiber dieses Briefes ein Fremder, so wollte ich bald mit ihm fertig werden, da solche Sachen in der ganzen Welt keinen Rechtsbestand haben können. Aber mit meinem nächsten Blutsverwand-

ten so zu verfahren, erlauben mir, weder meine Grundsätze, noch die Religion, noch die Moral, selbst nicht einmahl jene der gewöhnlichsten Schicklichkeit. Folglich legen wir dieses alles für diesmal auf die Seite. Die Wunde ist noch zu neu, sie ist schmerzlich und zu schmerzlich um die Sache mit der gehörigen kalten Ruhe zu berichtigen, und ohne diese würde jede Erklärung nur, zu einem brausenden unerlekklichen, selbst schädlichen Briefwechsel, wo nicht gar noch zu viel skandalöseren Schritten führen.» Immerhin legt er dem Brief ein «Billet» an Heinrich bei, dessen Stil er mit seinen Begleitworten selbst andeutet: «Genug für einmahl. Brauchen Sie davon alles, so viel oder nichts, wie Sie wollen. Deswegen schreib' ich Ihnen beyliegend ein ganz steifes Billet, welches Sie einsenden oder nicht einsenden können, wie Sie wollen. Es ist nicht unhöflich, aber eiskalt, wie meine Gesinnung gegen den Briefsteller bis auf weiteren Bescheid.»¹¹⁷ Und die gleiche bissige, demonstrative Gleichgültigkeit dessen, der sich in seiner Freiheit und Ungebundenheit unangreifbar weiss, formuliert er noch einmal im nächsten Brief: «Heinrich mag sich schämen wenn er es nötig findet, oder sich nicht schämen, wenn er meint es sey besser: das kommt bey mir in keinen Betracht. Er ist bereits 47 Jahr alt. Er ist dennoch immer mein Sohn, mein Kind.»¹¹⁸

Der letzte Satz bedarf noch einer Anmerkung. Es muss Hans Kaspar unbenommen bleiben, sich auch als Vater zu äussern. Man darf aber fragen, ob dieser Satz wirklich aus der Tiefe des Gefühls komme, ob er nicht eher hinüberziele zu Pastor von Muralt. Der alte Escher schreibt viel über seine Religiosität, und stets liest es sich peinlich, absichtsvoll. Dass der Pastor als Vermittler zwischen Vater und Sohn steht, «ist eine bestimmte Fügung Gottes [. . .]. Glauben Sie nicht, bester Pastor, dass ich vor Gott heuchle, wann ich sage, es sey göttliche Fügung. Nein! Heucheley ist mir zu jeder Zeit wie Gift [. . .]. Ich habe viel Religion, wann Erkenntnis Gottes und Glauben an ihn Religion ist. Bey ungemein vielen Gelegenheiten hab ich die Leitung unsers Schöpfers sichtlich genossen.»¹¹⁹ Und was soll man davon halten, wenn sich der alte Konkursit und Schuldenmacher am Schluss des Briefes vom 1. März 1823 dem Pastor mit folgenden Worten empfiehlt: «Übrigens, theurer Pastor, verbleiben Sie, meiner Religiosität, meiner Moralität und meiner Rechtlichkeit ferner überzeugt; also auch meiner täglichen Erinnerung an die Bitte — vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldner?»

Seit 1828 nahmen die Kräfte des Alten ab, er wurde von der Bräune (Angina), von der Rose und von marterndem Zahnweh heimgesucht, und seine tägliche Sorge war, wie er bei seinen angespannten, um nicht zu sagen zerrütteten finanziellen Verhältnissen auch noch den Doktor und den Apotheker bezahlen könne. Am 2. März 1831, im gleichen Jahr, da sein Sohn das «Belvoir» bezog, starb er in St. Petersburg im Alter von 76 Jahren.¹²⁰

Es war an sich ein äusserlicher Zufall, dass der Tod des Vaters und die Übersiedlung des Sohnes nur ein halbes Jahr auseinanderlagen. Der Brief Heinrichs vom 21. April 1828 an Pastor von Muralt zeigt aber, dass es zwischen seinem Entschluss, die Stadt zu verlassen, und dem Vater-Sohn-Konflikt unterschwellige Verknüpfungen gab, die sich nicht leicht einer zwingenden Logik fügen, die aber doch eindeutig sind. In diesem Brief bezeichnet Heinrich seinen Vater erneut «als einen Hauptzerstörer des Glücks und der Ruhe meines Lebens» und sagt weiter: «sollte ich durch seine Handlungsweise gezwungen werden, für immer alle Gesellschaften und die Umwelt zu meiden, ich werde auch dieses für meine . . . Kinder thun für die ich bereit bin alles zu opfern und mein Leben wie ein Eremit zu beschliessen um sie . . . im Wohlstand zu verlassen [. . .]. Ich habe grosse Verlürste gemacht und einen beträchtlichen Theil meines Vermögens durch meine Theilnahme gegen andere eingebüsst, und wenn ich dermalen eine Wohnung auf dem Lande baue so ist es um mich gänzlich in ein paar Jahren dorthin zurückzuziehen, es wird mir auch vergönnt seyn etwas zur Annehmlichkeit von Frau Escher zu thun, und nicht den letzten Heller den Narrheiten und Unverstand von Vatter und Bruder und mehreren so genannten Freunden die mich um hundert Tausend gebracht — zu opfern.»¹²¹

Es ist schwierig, diese Aussagen, die innerlich doch offensichtlich zusammengehören, klar und durchsichtig zu ordnen. Zu leidenschaftlich, zu eruptiv sind die Gedankenketten; vielleicht ist es, wie der Brief vom 29. Oktober des gleichen Jahres, ein Fieberbrief, denn er ist von anderer Hand geschrieben. Die Grundeempfindungen, oder soll man sagen: die Grundängste, sind aber doch fassbar. Da ist die finanzielle Situation, vom Kaufmann Heinrich Escher während all der zwanziger Jahre als prekär, als beängstigend dargestellt, er hat beträchtliche Teile seines Vermögens verloren oder seinen Angehörigen und Freunden geopfert. Zwar ist er immer noch zu Opfern bereit, aber nur noch für seine Kinder. Daneben gibt er sich Gefühlen und Gedanken hin, die ihn aus der Gesellschaft in die Einsamkeit führen, ohne dass genaue, zwingende Notwendigkeiten fassbar würden. Es ist die Angst, dass die Handlungsweise des Vaters ihn zwingen könnte, für immer alle Gesellschaften und die Umwelt zu meiden. Ist das die Angst, dass der Vater, immer noch behaftet mit dem Makel seines Konkurses und der unbezahlten Schulden, neue Demütigungen auf ihn häufen könnte? Kommt von da und von den Geldsorgen her das Bild des Eremiten, der nichts mehr für sich will, nur noch für die Kinder sorgt? Baut Heinrich Escher darum an einer Klause? Aber diese Klause ist das «Belvoir», ein Herrensitz, der ihm später so viel Neid wie Bewunderung eintrug. Immerhin, zwischen dem Bild vom Eremiten und dem Bau des «Belvoirs» bleibt die klare gedankliche Beziehung bestehen: sein Landsitz soll zwar auch eine Annehmlichkeit für seine Frau sein, er aber will sich «gänzlich dorthin zurückziehen», und zwar, um nicht den

letzten Heller dem Vater und dem Bruder opfern zu müssen. Warum und wie er sich durch einen solchen Umzug von der Stadt aufs Land von seinen familiären Verpflichtungen, die ja nicht rechtlicher, sondern gefühlshafter Art waren, lösen und dem Urteil der Gesellschaft entgehen könnte, bleibt unklar. Aber gerade weil das alles so dumpf und fast verzweifelt im Stimmungshaften bleibt, wird nur um so deutlicher: das «Belvoir» war für Heinrich Escher und wohl auch für seine Familie ein Zufluchtsort, ein Refugium. Da der Einzug im Jahre 1831 praktisch mit dem Tod des Vaters zusammenfiel, war die Familie im «Belvoir» tatsächlich von der einen Sorge erlöst. Schwer zu beantworten ist die andere Frage, wie weit Heinrich Escher sich im «Belvoir» auch vor dem Trauma seiner Jugend und vor dem Urteil der Gesellschaft geborgen fühlte. Von Oswald Heer und aus zahlreichen Briefstellen wissen wir, dass er, ohne zum eigentlichen Sonderling zu werden, sich im Laufe der Jahre immer mehr vom gesellschaftlichen Leben zurückzog. Es ist aber auch bekannt, dass das Gespenst des väterlichen Konkurses und der von ihm hinterlassenen Schulden noch weit in die Zeit seines Sohnes Alfred hinein nicht zur Ruhe kam.